

871052 W III D

ROLAND FREISLER

E 7106-106-1

Der Anwalt des Teufels

VON ANTON GELDNER

Zum erstenmal wird hier das getreue Porträt des Mannes gezeichnet, der beispielhaft ist für alle diejenigen, die durch Intoleranz und Machthunger Deutschland in den Abgrund stürzten. Eingehende Untersuchungen und ein genaues Aktenmaterial über diesen politischen Spekulanten, der während des Krieges das höchste Richteramt mißbrauchte, ermöglichten unsern Bericht



„Wenn dieser Freisler nur nicht alles ins Politische verbiegen und nicht soviel und unbeherrscht toben würde, wäre er vielleicht ein ganz guter Anwalt“, sagten sowohl seine Anwaltskollegen als auch die Richter und die Staatsanwälte, mit denen er zu tun hatte.

„Die Politik ist ihm wichtiger als unsere junge Praxis“, erbitterte sich sein Bruder Oswald. „Wie sollen wir da hochkommen?“

„Ja, er ist ein Verrückter“, gaben seine Genossen unter sich zu. „Es stimmt sicher allerhand nicht mit ihm. Und wenn er den Dreh nicht so toll heraus hätte, würden wir ihn am liebsten zum Teufel schicken.“

Er blieb ein Fremder unter ihnen, er wurde kein Kumpan bei ihren Zechereien. Er hatte nicht die Spur von Humor, verstand ihre Späße nicht, blieb immer und überall wichtigtuersich betriebsam und war nicht wie sie zum fröhlichen Verschnaufen vom Kampf geneigt.

Trotzdem schickten sie ihn schon bald als ihren Vertreter ins Stadtparlament und gaben damit seiner Rhetorik eine neue und weitreichende Plattform.

Zu Anfang des Jahres 1925 meinten sie:

„Nun wird er vielleicht normal und menschlich, jetzt hat es ihn erwischt. Er hat eine Liebschaft!“

Sie hieß Marion, ein dunkles, reizvolles, fremdartiges Gesicht, tiefschwarzes Haar, war kaum 18 Jahre alt,

Der Totengräber des Rechts. Rücksichtslos spielte sich der ehemalige Rechtsanwalt Roland Freisler im Jahre 1933 nach vorn. Das Justizministerium mußte ihn, den eifrigen Parteigänger, aufnehmen. Damit wurde ihm die Möglichkeit gegeben, sich noch mehr in die Öffentlichkeit zu drängen. — Vor der auswärtigen Presse hält Staatssekretär Freisler 1934 einen seiner Vorträge über die deutsche Rechtsauffassung. Am Rednerpult steht ein blasser, korrekt gekleideter Mann, dessen Äußeres in scharfem Kontrast steht zu den trivialen und pathetischen Schlagwörtern, die er in seine Rede mischt. „Ist es nicht jener Freisler, der nach den Meldungen der Juristenzeitung vorbestraft ist wegen Betrugs, Urkundenfälschung und Eidesverletzung?“ fragen die Rechtsanwälte. „War Freisler nicht früher Kommunist?“ In einem trüben Zwielficht steht dieser seltsame Mann, der so unheilvollen Einfluß auf die deutsche Rechtspflege nehmen sollte.

aber selbstbewußt. Von der lauten, ruppigen und bewegten Welt Freislers ahnte sie nichts, denn in Kassel war sie fremd. Ihr Elternhaus war in Bremen. Freisler begegnete ihr in der Familie eines Anwaltskollegen, wo sie Gast war, verliebte sich sofort und heftig und mit dem gefährlichen Überschwang.

„Wie ein Pennäler“, lächelten seine Bekannten. Bald, schon im März, wurde geheiratet.

Der unglückliche Liebhaber

Und schon im Mai wisperte es: „Er hat Pech mit seiner Ehe.“

Seine Sekretärin und Vertraute im Büro wußte es zuerst.

„Besorgen Sie Kaffee und machen Sie mir mein Frühstück“, bat er eines Morgens müde.

Und als er ihr verdutztes Gesicht sah, schrie er wütend:

„Meine Frau hat mich ausgesperrt. Ich mußte auf dem Sofa schlafen. Sagen Sie, können Sie so etwas verstehen? Nur, weil ich nicht abends brav zu Hause hocke, weil ich noch anderes zu tun habe, weil es außerhalb der vier Wände unserer Wohnung noch eine andere Welt gibt, die mich braucht und die ich brauche!“

Dann kippte seine Wut in düstere Schwermut um. „Ich weiß nicht, wie ich da durchkomme. Ich liebe meine Frau doch. Aber das andere, das ist wie Atem, ohne den ich nicht leben kann. Und das will sie nicht verstehen. Das, was du da atmest, ist schlechte Luft, sagt sie, du mußt dich entscheiden. Entweder — oder. Ist das nur Eifersucht? Legt sich das? Sie sind doch auch eine Frau, Sie müssen das doch wissen!“

Nein, es gab da, wie sich zeigte, kein Durchkommen für ihn. Immer öfter geschah es, daß er sich sein Frühstück im Büro machen ließ. Dann gewöhnte er sich daran, abends, statt zu Hause, im Restaurant zu essen. Nie mehr besuchte ihn seine Frau im Büro, nie holte sie ihn ab, und nie rief sie ihn an.

Er litt lange und zeigte offen und fast genießerisch, wie bitter er unter seinen Konflikten litt. Alle im Büro

(Fortsetzung Seite 16)



REEMTSMA
OVA
VIRGINIA

*Doppelmischung
auf Diedmont*



*Die gute Ova
hat die Zauberkraft
friedlich zu stimmen*



Vom Standpunkt Freislers aus gesehen fotografierte der Reporter den Verhandlungsraum des Volksgerichtshofs mit den Angeklagten. Freisler verstand es, mit äußerster Raffinerie seinen Opfern die Menschenwürde zu nehmen. Niemals wurden vor deutschen Gerichten Angeklagte so unsachlich und verletzend behandelt wie von diesem „Anwalt des Teufels“. — Ein Oberleutnant, der sich bei seinem Beichtvater vergewissert hatte, „ob Tyrannenmord mit den Moralgesetzen der katholischen Kirche in Einklang zu bringen sei“, steht vor seinen Richtern. Keiner weiß, wie die Gestapo von seinen Zweifeln erfuhr. Freisler führte den Vorsitz bei der Verhandlung und fällte gegen sein besseres Wissen und gegen jede Einsicht das Todesurteil, nur um sich bei dem Regime einen Namen zu machen.

spürten es. Seine Stimmung pendelte ständig zwischen grimmiger Gereiztheit und sentimentalem Weltschmerz. Vor seiner Sekretärin monologisierte er lange und verwirrt über Liebe, über Frauen und mannhafte Treue zur Idee. Einmal steigerte er sich so tief in die Rolle des tragisch Hin- und Hergeworfenen hinein, und solches Mitleid packte ihn mit sich selbst, daß er zu weinen begann und richtige dicke Tränen ihm über die Backen kollerten.

Dann sprang er auf wie einer, der keine Sekunde zu verlieren hat: „Ich gehe jetzt nach Hause zu meiner Frau, und der Teufel soll jeden holen, der mich stört. Ich will keinen Anruf, und ich will keinen sehen.“ Und dann raste er los.

Von draußen kam der Lärm vieler Menschen. Die Sekretärin ging ans Fenster. Sie sah einen Demonstrationzug gegen den Friedrichplatz heranzugschießen, an dem das Haus mit der Praxis lag. Dann sah sie Freisler, ihren Chef, über den Platz schnellen, rasch wie ein Pfeil, auf eine Sandkiste zu, die die Straßenbahnverwaltung dort unten hingestellt hatte, dann stand er auf der Kiste und redete. Der Demonstrationzug stockte, hielt, löste sich auf. Rufe gingen hoch und Schreien. Aber Freisler redete. Er schwenkte die Arme, wild und bewegt. Und man hörte ihm zu.

Eine Stunde später war er wieder im Büro. Strahlend stolz, schwitzend, atemlos, erschöpft.

„Na, wie habe ich das wieder gemacht?“

Sogar die Bewunderung des Lehrlings tat ihm wohl.

„Wenn er redet, kann er tausende Menschen auf einmal dumm machen. Nur an seiner Frau prallt jedes Wort ab“, spotteten sie nachher im Büro.

Der Trommler im Parteiorchester

Zu Hause lebte man sich weiter auseinander. Marion nahm nicht den mindesten Anteil an seinem Leben, und er nahm sich für ihr Leben keine Zeit. Sie wollte keine Geselligkeit mit seinen Parteigenossen und lehnte auch die oberflächlichste Beziehung zu ihnen ab. Er brachte einige Leute seines Kreises zu abendlichen Besprechungen in sein frischbackenes Heim. Die Hausfrau, frostig und abweisend, verbarg nicht, wie unwillkommen sie ihr waren. Danach gab es keine Einladungen mehr.

Man vergaß fast, daß Roland Freisler irgendwo ein Zuhause und eine Frau hatte. Und er schien es selbst vergessen zu haben. Er machte jetzt wildwütiger mit denn je. Er hieß jetzt nur noch der „rasende Roland“, auch im Volksmund. Sein Einfluß wuchs mit der Partei. Und die wurde jeden Tag stärker. Freislers Wort galt in ihrer Leitung mehr als das des Gauleiters. Die wichtigsten Be-

sprechungen des Gau-Führungsstabes waren in seinem und seines Bruders Büro. Bei ihm, dem Anwalt, tiftelte man all die rüpelhaften Unternehmen aus, mit denen man um die Macht raufte.

Dabei hatte er in der Partei weder Rang noch Amt. Er wollte, das betonte er immer wieder mit treuherzigem Eifer, nicht mehr sein als ein Soldat in vorderster Front, ihr hingebendster Trommler, der Regisseur ihrer lauten und wirkungsvollen Geräuschkulisse. Jedem Parteiposten schien er abgeneigt, keinesfalls bereit, von der Juristerei zu lassen. Er war auf den Mief der Gerichtssäle versessen wie ein Mime auf den Geruch der Kulissen. Gerichtssaalluft war für ihn Bühnenluft, jede Verhandlung ein Schauspiel. Es gab ihn, ihn als Hauptperson, und sonst nur noch Statisten und Publikum. Er scherte sich den Teufel um die strenge Dramaturgie der Prozeßordnung, er spielte entfesseltes politisches Agitationstheater, er schücherte mit drohenden Anzüglichkeiten ein, plädierte endlos und spitzfindig, trommelte mit den Fäusten auf den Tisch und schrie.

„Lassen Sie das Theater!“ fuhr ihn einmal ein Vorsitzender ungeduldig und hart an.

„Das werden wir uns merken!“ schoß Freisler sofort scharf zurück.

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Rechtsanwalt?“

Freisler war nur einen Augenblick verwirrt. „Wir werden in der Revision geltend machen, daß wir hier in der Verteidigung behindert wurden“, parierte er leichthin.

In die Zwangsjacke gesteckt

Es geschah nur selten, daß man ihn zur Ordnung rief. Man hatte bereits mit der Rückversicherung begonnen.

Freisler war schon zum Mann von Belang im öffentlichen Leben geworden, seine Partei hatte nun zum Endspurt angesetzt, sie hatte die stärksten Fraktionen im Stadtparlament und im Kommunallandtag Kurhessen, und er war der Fraktionsführer. Seine politischen Gegner lachten nicht mehr über seine großen und lärmenden Auftritte als Redner und nicht über sein schauspielerisches Getue; sie spürten das Verhängnis, hörten finster und ohnmächtig seinen grellen Drohungen zu und wußten: die sind echt.

Einmal begann er im Landtag eine Schlägerei und schleuderte Tintenfüßler; er schlug um sich und biß, als ein Überfallkommando ihn überwältigte. „Sie sind verrückt, Freisler!“ rief der Polizeihauptmann ihm zu. Erst als man den Rasenden in eine Zwangsjacke gesteckt hatte, konnte er abgeführt werden.

Die Partei feierte ihn als Helden und schickte ihn als Abgeordneten in den Preußischen Landtag. Hitler selbst, sein Idol, machte ihn in einem Prozeß zu

seinem Vertreter; andere Gaue riefen ihn, damit er die Desperados und Schläger ihrer Straßen- und Saalschlachten, die wegen Landfriedensbruchs im Gestrüpp der Paragraphen zappelten, herauspauke. Ehrenämter flogen ihm zu; Scheinwerfer wurden auf ihn gerichtet und Rampen für große Szenen ihm frei gemacht.

Nun überschlug sich seine eifernde Umtreiberei; seine ungeduldige Energie wußte nichts mehr von Maßgefühl.

„Wie der das nur aushält?“ staunten seine Genossen.

Er schlief oft in seinem Anwaltsbüro. Manchmal gab er sich dazu nur knappe zwei Stunden. Dann stand er auf und redete. Laut wie auf einer Riesenkundgebung. Er hatte, als erster in Kassel, sich ein Diktaphon beschafft. Da deklamierte er, wenn es nächtlich still und einsam um ihn war, hinein. Später gellte dann, von der Walze weg, den Stenotypistinnen das Geschrei in den Ohren. Die geplagten Mädchen mußten das bombastische Wortgetöse niederschreiben. Zuweilen erschien es dann als Leitartikel in der Parteizeitung.

Eines Morgens kam eine Stenotypistin ins Büro, als er sich eben in einer großen Rede ausgegeben hatte. Er glühte noch vor Ekstase, war ganz erschüttert vor Glück und Hochgefühl, wie einer, dem eben der ganz große Wurf gelungen war. „Hier, hören Sie mal das an; hören Sie!“ Die Walze drehte sich. Schweigen. Sie war leer.

Er hatte vorher bei seiner Rede vergessen, den Mechanismus einzustellen.

Wenn er nach Berlin fuhr, nahm er das Diktaphon mit und ließ sich im Zug ein ganzes Abteil geben. Und dann schrie er in seinen Apparat hinein. Es kümmerte ihn nicht, daß sich vor seiner Abteiltür und auf Stationen vor dem Fenster Menschen sammelten.

„Ein Verrückter“, erklärten grinsend die Schaffner.

Freisler und der Sieg der Gewalt

Es kam 1933. Man war am Ziel. In den Bürgersälen feierte die SA roh und entfesselt den Sieg der Gewalt. Freisler, aus gemessenem Abseits, führte Regie. Er diktierte nun die Listen der Opfer. Er ließ keinen aus, der ihn je belacht, Paroli geboten, herabgesetzt oder gar angegriffen hatte.

Aber die großen Szenen, die maleurischen, die mit Zuschauern — die führte er selbst. Er stürmte, mit einer Parteifahne in der Hand, das Rathaus und rottete vor dem Oberlandesgericht die SA zum Sturm zusammen. Er trug mit theatralischer Geste der Gewalt die Hakenkreuzfahne in das Gerichtsgebäude.

„Eine Parteifahne gehört nicht hier in ein Haus des Rechts“, versuchte ihn der Chefpräsident Anz abzuwehren.

„Gehört nicht?“ höhnte Freisler. „Sie wird, damit Sie es wissen, künftig über allem Recht in Deutschland wehen“, deklamierte er mit Pathos.

So hängte er die Fahne aus dem Fenster des Plenarsaales, der Bühne seiner großen Auftritte.

Oberlandesgerichtspräsident Anz erschoss sich.

Und an Roland Freisler erging der Ruf, ins preußische Justizministerium zu kommen.

Als er ging, triumphierend und wie mit einer Toga umwallt von Selbstgefälligkeit, atmeten die Genossen seiner Kampffahre befreit auf:

„Gott sei Dank, daß wir den los sind. Was hätten wir mit ihm anfangen sollen, jetzt, da es geschafft ist. Und eigentlich gehörte er auch gar nicht zu uns.“

Freisler begann sofort mit seiner Arbeit im Justizministerium und schaltete sich ein.

In einer Zelle im Moabiter Untersuchungsgefängnis wartete um diese Zeit, im Frühjahr 1933, ein Mann auf seinen Prozeß. Er hatte bösen Grund, düstere Meditationen über seine Zukunft anzustellen. Er machte sich nichts vor. Er kannte den Paragraphen und das Strafmaß, das angedroht war. Zuchthaus ganz bestimmt. Vielleicht sogar fünf Jahre.

Die Wärter behandelten den Mann mit Respekt, nicht allein weil er alt war und vornehm und beherrscht, sondern weil er — und das wog bei ihnen schwer — General gewesen war. Das freilich schon vor dem ersten Weltkrieg. Dann hatte Erbschaft ihn zum Besitzer mächtiger Fabriken und eines Riesenvermögens werden lassen. Das Vermögen hatte er geschickt zu

vermehrten gewußt. Und zu sichern. Damit hing auch sein Hiersein zusammen. Er hatte gegen den strengen Willen des Gesetzes einen Vermögensanteil an einer Waffenfabrik in Solothurn verschwiegen. Fünf Millionen Franken etwa. Devisenverbrechen nannte man das. Es stand also übel um die Aussichten des Generals.

„Die neue Regierung macht die Aussichten nicht rosiger“, meinte der Anwalt des Generals. „Für sie ist eine solche Sache geradezu ein Anschlag auf die Nation. Es kann also noch schlimmer werden.“

Aber eines Tages hatte der Anwalt mit dem General in der Zelle eine lange Besprechung, und dann fuhr er von Moabit stracks ins preußische Justizministerium, ließ sich bei Justizminister Kerrl melden und wurde auch sofort empfangen. Es war der zweite Besuch, den er ihm machte. (Fortsetzung Seite 33)



ED 106-106-3 3 uoa

wie in den Tagen, da er sein Regiment musterte, bevor sie in die Schlacht gingen, vor Stolz schneller fließen ließ.

Als Umjaan einige Zeit später einen weißen Mann auf einem Fahrrad zu Gesicht bekam, war er sehr erfreut, und seine Hand zum Gruß erhebend, rief er ihm entgegen: „Meinen Gruß biete ich dir, mein Bruder!“

Der weiße Mann, der mit gesenktem Kopf dahingefahren war, sah plötzlich auf, bog schnell aus, um den alten Neger, der mitten auf dem Wege stand, nicht umzufahren, aber es war schon zu spät; er fiel ins Gras. Es war ein großer Afrikaner mit einem roten Gesicht, der laut zu schimpfen begann: „Was stehst du hier mitten auf dem Weg herum, du alberner Tölpel!“

Umjaan begegnete der drohend erhobenen Faust mit einem erneuten Gruß, und der Weiße, die Augen grollend zum Himmel gerichtet, hob ungeduldig sein Fahrrad auf und fuhr davon. Mit einem Gefühl überströmender Freude, die ein Mann empfindet, wenn er nach langer Zeit einen alten Freund wiedertrifft, setzte Umjaan seine Reise fort.

Als bald wurde Umjaan, der nun schon sehr müde war, eines Autos, das am Rande des Weges stand, ansichtig und ging darauf zu. Er konnte niemand erblicken, und seine knorrige Hand war gerade im Begriff, die Windschutzscheibe ehrfurchtsvoll zu betasten, als er eine Stimme vernahm. Bestürzt sah er sich vorsichtig nach allen Seiten hin um.

ROLAND FREISLER

Der Anwalt des Teufels

VON ANTON GELDNER

Die Lebensgeschichte des Rechtsanwalts Roland Freisler ist mit dem Niedergang der Justiz im Dritten Reich aufs engste verbunden. Der ehemalige Anhänger und Propagandist der kommunistischen Revolution nimmt nach 1933 als nationalsozialistischer Staatssekretär einen unheilvollen Einfluß auf die Rechtsprechung. Während des Krieges wird ihm hierzu jede Möglichkeit gegeben. Die Justiz beugt sich der Diktatur. Freisler ist für sie ein willkommenes Werkzeug.

IV.

Brandstifter im Hause der Justiz

Noch merkte keiner der „alten“ Beamten des Ministeriums etwas von einem Feuer im Hause der Justiz. Noch sah keiner eine Gefahr. „Was hier“, so versicherte man sich, „viele Juristengenerationen mit kühl wägendem Bedacht aufgebaut hatten, ist von so festem Bestand, daß auch nicht das funkelnde Feuerwerk politischer Eiferer es gefährden kann.“ Und „der Geist des Hauses, der Geist des Rechts, hat stärkeren Bestand als der Wille der beiden Männer, die nur ein Verdienst der rüden Saalschlachten uns hierher an die Spitze getragen hat.“

So einfach dachte man sich das, so herzlich unbefangen und zuversichtlich deuteten diese qualifizierten Fachleute und Meister der Findigkeit, diese Wahrer und Erklärer des Rechts, Stand und Ausichten.

Obwohl sie Kerrl nun und einen Freisler über sich hatten.

Dieser Hanns Kerrl war, ehe er preußischer Justizminister geworden war, Kreisleiter der Partei in Peine. Davor Justizsekretär. Das besonders liebte er in Gesprächen herauszustreichen. Viele seiner Sätze begannen: „Als ich noch ein kleiner Justizsekretär in Peine war...“ Sofort bei der Übernahme seines Amtes hatte er sich Freisler geholt. Der war zunächst Ministerialdirektor. Nach einigen Wochen schon wurde er Staatssekretär.

Kerrl hielt eigentlich als einziger immer vorbehaltlos zu Freisler; er war, wie man wußte, auch der einzige aus der grobschlächtigen Kumpanei der „alten Kämpfer“, dem Freisler wirklich freundschaftlich zugetan war und mit dem er auf du und du stand.

Außer den beiden gab es anfangs noch keine Nationalsozialisten im Ministerium. Minister und Staatssekretär spürten jeden Tag den kalten Atem der Ablehnung, der sie hier umwehte.

„Wir werden die Atmosphäre schon reinigen“, versprachen sie.

*

„Sehen Sie sich das an“, sagte der Pressereferent im Preußischen Justizministerium zu seiner Sekretärin und wies erbittert auf das verwirrende Kunterbunt seines Schreibtisches. Da lagen Zeitschriften, Broschüren und Bücher in Fülle über- und durcheinander. Die meisten lagen aufgeschlagen. Auf den offenen Seiten waren dicke Buntstiftstriche und Anmerkungen.

„Wissen Sie, was das ist? Juristische Fachliteratur, meinen Sie? Nein, wenn es auch auf den ersten Blick so aussieht, so ist es doch Dreck, und gefährlicher dazu. Das meiste hier sind Aufsätze von Freisler, unserem großspurigen Herrn Staatssekretär. Und gerade die meine ich, wenn ich Dreck sage. Da hat dieser Großkotz als Winkelanwalt jahrelang mit billigen Kniffen, raffinierten Finten und marktschreierischem Spektakel das Recht der Mißachtung und Lächerlichkeit preisgegeben, hat es bekämpft, wo und wie er nur konnte. Und nun kommt er daher und will uns beibringen, was Recht und Gesetz ist. Ausgerechnet er in seiner frechen theatralischen Aufgeblasenheit. Was er jetzt mit dieser diabolischen Spitzfindigkeit treibt, ist schlimmer und gefährlicher als alles, was er getrieben hat, bis er hierher kam. Auch wenn es sich im ersten Augenblick in seinem bombastischen Schwulst mehr lächerlich als gefährlich ausnimmt. Hier, hören Sie sich nur diesen einen Satz an: »Allein die Gebote des Führers haben als kategorischer Imperativ des Nationalsozialismus durchgeführt zu werden.« Das wirft alles um, was jedem anständigen Juristen und auch was vor dem Gesetz als Recht gilt. Denn Hitler hat beschworen, daß alle gesetzgebende Gewalt beim Volke ist und daß sich daran nichts ändern soll. Was soll also das hysterische Geschrei in all diesen Aufsätzen, Hitler sei nicht nur der oberste Gesetzgeber, sondern auch der oberste Richter, und Hitlers Wille allein sei schon Gesetz? Hier wird nicht für, son-

dern gegen das Gesetz geeifert. — Und ich soll für dieses Geschwafel Propaganda machen, wie es von einem Pressereferenten verlangt wird. Gegen meine Meinung?“

Der Pressereferent holte tief Atem. „Schreiben Sie“, sagte er dann zu seiner Sekretärin und diktierte ihr dann, ganz gegen seine bessere Meinung: „Die Kenntnis der Gesetze allein wird weniger denn je genügen, in der Praxis den Absichten des Gesetzgebers Rechnung zu tragen und ihnen zur Verwirklichung zu verhelfen. Für die Handhabung der Gesetze darf nicht der Buchstabe entscheidend sein, sondern der Geist, aus dem heraus sie geschaffen sind.“ Es war gegen seine Überzeugung, was er da formulierte.

Eines Tages bekam der Pressereferent es satt, mit mühsamen und gequälten Verrenkungen über die Tiraden seines Staatssekretärs zu referieren. Er ging. Er verließ das Ministerium und den Staatsdienst und wurde Syndikus.

Nach dem 20. Juli traf er Freisler wieder. Da war er Angeklagter und Freisler sein Richter.

Die Gestapo hatte in der Liste der Leute, die Goerdeler's Regierung bilden sollten, seinen Namen gefunden.

Er war als Staatssekretär im Justizministerium vorgesehen.

„Eigentlich dürfte ich gegen ihn nicht verhandeln“, hatte Freisler vorher zu einem Adjutanten gesagt. „Er war damals ein williger, guter Beamter, und ich bin prächtig mit ihm ausgekommen. Ich überlege jetzt, ob ich nicht befangen bin.“

Dann verhandelte er doch. Ohne Geschrei und Höhnern.

Urteil: Vier Jahre Gefängnis wegen Unterlassung einer Anzeige.

Andere hatte er wegen einer gleichen Sache aufs Schafott oder an den Galgen gebracht.

Heute ist der Pressereferent Staatssekretär.

Die Rabauken sind an der Macht

So unempfindlich waren auch Kerrl und Freisler, die beiden alten Rabaukenkämpfer wilder Straßen- und Saalschlachten, nicht, daß sie nicht spürten, wie wenig ihre Methoden hier in der gedämpften Atmosphäre des Ministeriums verfangen. Es war nicht das Publikum ihrer lauten Kundgebungen, mit dem sie nun zu tun hatten. Hier waren kühle Skeptiker, die nur für gut hielten, was ruhig und sachlich, aber nicht was mit lauter Rhetorik gesagt wurde.

„Sie werden umlernen müssen“, drohte Freisler erbot.

„Von dem Typ des bürgerlichen Juristen“, so trompetete er auf einer Juristentagung, „von diesem Typ unterscheidet sich der nationalsozialistische Jurist dadurch, daß er heldisch ist.“

Die alten Juristen lächelten. Sie lächelten auch, als sie dann von der Idee eines Lagers hörten, in dem der neue Juristentyp herangezüchtet werden sollte, eine Idee, die Hanns Kerrl und Roland Freisler gemeinsam ausgeheckt hatten.

Diese Pflanzstätte des neuen Juristennachwuchses lag bei Jüterbog und hieß „Referendarlager Hanns Kerrl“. Bei der Gründung betrank sich der Minister vor Stolz. Freisler berauschte sich an der tönenden Rede, die er vom Stapel ließ, und an dem Gedanken, hier endlich wieder die Bühne zu haben, für die in seinem Ministerium kein Raum war.

Beide, Minister und Staatssekretär, waren aber wohl als einzige von dem Lager begeistert. Die Hauptbeteiligten, die Referendare, waren es, wie sich bald herausstellte, jedenfalls nicht. Man hatte sich für sie ein reichlich gemischtes Programm ausgedacht: morgens militärischer Drill, nachmittags nationalsozialistisch-juristische Gedankenakrobatik. Das körperliche Drillen übernahmen Feldwebel der Reichswehr, das politische Bonzen der Partei. Jeder Kursus dauerte acht Wochen.

Bald schon gingen grimmig-witzige Geschichten aus dem Lager heraus und

(Fortsetzung Seite 16)



Mit allen Kniffen eines Demagogen vertraut, steht Roland Freisler auf der Rednertribüne im Rampenlicht der Scheinwerfer. Das ist sein Lieblingsplatz bei den Parteiveranstaltungen. — Seine Betriebsamkeit und sein Wortschatz hatten den „alten Kämpfern“ imponiert. Sie waren geistig weniger begabt, und es fehlte ihnen an Rednern, als sie an die Macht kamen. Die NSDAP hatte Figuren wie Freisler damals nötig, nicht zuletzt, weil er ein Akademiker war und man diesen Stand gern als Aushängeschild für die Massen benutzte.

unter Juristen herum. Und Freisler spielte dabei keine gute Rolle.

Er, der Redebessene und Beifallsüchtige, hatte die Gewohnheit, wann immer es ihm einfiel, aus Berlin herüberzukommen, die Referendare zusammenpfeifen zu lassen und Vorträge zu halten, die kein Ende fanden. Den gewaltigen schauspielerischen Aufwand, den er dabei entfesselte, fanden die Referendare anfangs spaßig und unterhaltsam. Sie trampelten Beifall und jubelten, wenn er schwitzend und erschöpft zu Ende war. Aber dann wurde ihnen die Sache zu eintönig.

„Das nächste Mal keinen Beifall mehr, nicht den geringsten Laut und nicht die kleinste Gestel!“ verabredeten sie.

Er kam. Er redete. Exaltierter denn je. Mit Gebrüll und Gekreisch. Mit großen Gesten. Mit raubtierhaftem Ducken hinter dem Rednerpult, als wolle er jemand an die Kehle springen. Mit Fäustetrommeln und Armeausrecken.

Dann, als er fertig war, flackernd und aufgelöst, stand er vor eisigem Schweigen.

„War das nicht herrlich, wie der blöd aus der Wäsche geguckt hat und abgeschlichen ist?“ fragten sich die Referendare noch Wochen danach frohlockend.

Nein, sie zeigten keinen großen Respekt vor der Redegewalt des Staatssekretärs.

Einmal gelang einigen Verschwörern ein Schabernack, der sogar ihm, dem Wortgewandten, die Rede verschlug. Ein neuer Schwung Referendare war angekommen. Fast 200 Mann stark. Freisler kam zur Begrüßung aus Berlin. Als sein Wagen ins Lager einrollte, gab einer der Verschwörer die Parole aus:

„Alle Neuen ausziehen und zur ärztlichen Untersuchung in den großen Saal einrücken!“

Etwas später kam Freisler in den Saal gestürzt.

Einer brüllte: „Achtung!“

200 nackte Männer strafften sich. Freisler erstarrte, sah sich mit hochrotem Kopf um, als sei er unter Narren geraten, begriff, daß er der Genarrte war, wirbelte auf dem Absatz herum und verschwand grublos und schweigend.

Nichts half. Es war hier für ihn kein rednerischer Triumph zu gewinnen. Als er eines Tages wieder zu einer groß angekündigten Rede nach Jüterbog kam, stand vor dem Lagertor — das hatte man sich zu seiner Begrüßung ausgedacht — ein gewaltiger Galgen. An ihm baumelte, aus schwarzer Papiermaché geschnitten und sanft vom Wind gewiegt, ein Paragraph. Die vorbereitete Rede wurde nicht gehalten. Statt dessen gab es eine peinliche Untersuchung, hysterische Drohungen, es gab Strafverfügungen wie Kinosperrre, Ausgehverbot, Strafexerzieren und Schweigemärche; und dann fuhr Freisler ab und kam nie wieder.

Er hörte, der SD habe lange Berichte über die Vorgänge im Lager geschrieben mit dem Urteil: „Hier werden keine Nationalsozialisten erzogen, sondern Gegner des Regimes.“

Kerrls Freude an dem Lager, das seinen Namen trug, blieb vorläufig weiter ungetrübt. Er war glücklich, wenn er es Prominenten des Dritten Reiches zeigen konnte. Unbelastet von falscher Bescheidenheit pries er seine Gründung als die vorbildlichste Erziehungsstätte zum echten Rechtsdenken.

Freisler weint

„Das hier einzurichten, muß doch sehr teuer gewesen sein“, fragte ihn einmal der Staatssekretär Schlegelberger, als er das Lager besichtigte.

Kerrl lachte: „Mich hat das gar nichts gekostet.“

„Aber doch der öffentlichen Hand.“

„Auch nicht“, winkte Kerrl ab. Und unbekümmert erzählte er: „Die Summen hierfür — erhebliche Summen übrigens — haben wir von Leuten, die was ausgefressen hatten. Schiebern meistens. Die haben wir vor die Wahl gestellt: Entweder vor den Kadi oder soundso viel an uns für den Lagerfonds. Natürlich ging das Geld nicht direkt an uns, sondern auf Konto »Winterhilfe«. Damit war alles verabredet. Die Winterhilfe hat es dann uns überwiesen, und wir haben daraus diese runde prächtige Sache gemacht.“

Kerrl, der wackere Kämpfer für das Recht, verlor übrigens bald seine Befehlsgewalt über das Lager. Als das preußische

Justizministerium wie alle Länderministerien aufgelöst wurde, machte ihn Hitler zum Reichskirchenminister. Dieses Amt führte er mit derselben laxen Moral und rüden Gewalttätigkeit, wie es seiner Mentalität entsprach. Hitler nahm ihn nicht ernst, ließ ihn aber gewähren. Alle Welt, außer seinem Intimus Freisler natürlich, ärgerte sich mit ihm herum.

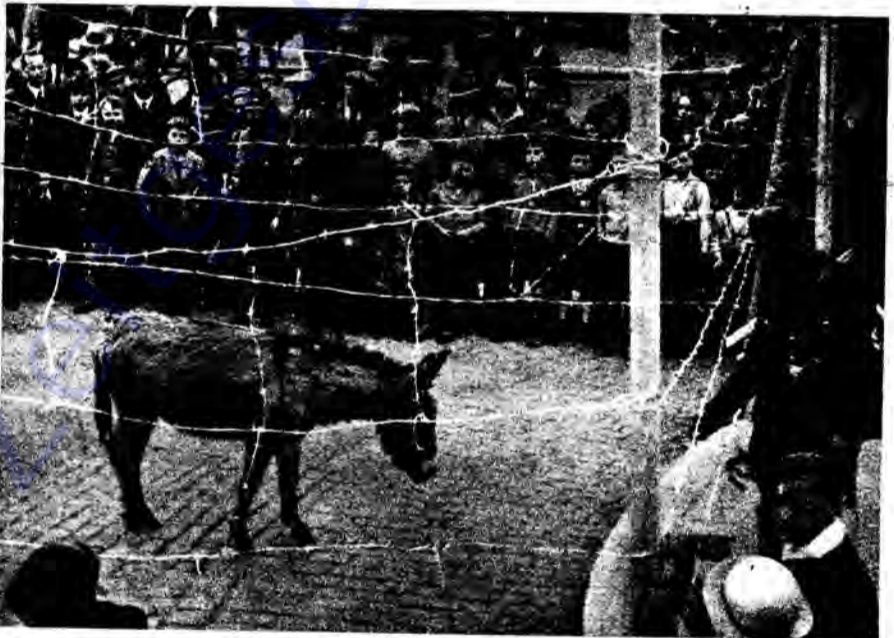
Später, im Krieg, nach der Besetzung Frankreichs, machte er gern Spritztouren nach Paris; zu keinem anderen Anlaß, als sich in wilden Gelagen auszutoben. Dabei erwischte es ihn im Hotel Ritz. Ein Schlaganfall fällte ihn tödlich. Den Hotelgästen wurde sein Tod rücksichtsvoll verschwiegen. Man wollte seine Leiche schnell loswerden. Doch es gab peinliche Schwierigkeiten. „Geht uns nichts an. Wir sind nicht zuständig. Er ist Zivilist“, erklärten die Militärbehörden. Auch keine andere deutsche Stelle wollte zuständig sein. Alle winkten ab. Irgendein grimmiger Spabvogel riet zur Feuerwehr, dem Mädchen für alles. Und dann überließ man es tatsächlich den Pariser Feuerwehrmännern, die Kalamität zu bereinigen. Sie packten den toten Reichsminister formlos in eine Kiste — ein Sarg hätte ja peinlich auffallen können —, schleppten ihre Last durch den Hinterausgang, luden sie auf ein Lastauto und brachten sie zum Bahnhof. Und Hanns Kerrl kehrte in einem Güterwagen als profanes Frachtgut nach Deutschland zurück.

Damit erst hieß es, er sei gestorben, in Deutschland gestorben, „in selbstlosem Aufopferungsdienst für Führer und Reich“.

Bei seinem prunkvollen Staatsbegräbnis sah man Freisler weinen.

Juristen sind nicht hoch im Kurs

Hitler hielt nichts von Juristen. Er sprach oft und mit Verachtung über sie, wenn er zu abendlicher Tafelrunde seine nächsten Vertrauten um sich geschart hatte.



„Wer nicht an den Führer glaubt, ist ein Esel!“ schrieb man 1933 in Kassel auf ein Transparent und stellte dazu in der Stadt auf der Königsstraße einen Esel aus, der hinter Stacheldraht gesperrt war. Mit dieser Methode wollte man das deutsche Volk „umerziehen“. Der Erfinder der absurden und geschmacklosen Idee hieß Roland Freisler. Angst und Furcht waren für ihn die Grundlagen jeder Macht. Diese Vorstellung machte ihn selbst zu einem willkommenen Werkzeug der Diktatur. Die instinktlosen Parteileiter aber ahnten nicht, was sie mit dem ehrgeizigen Rechtsanwalt und seinen Ideen für ein Unheil heraufbeschworen.

Man brauche sich nur einmal umzusehen unter diesen Herren Juristen. Alle von Natur aus schon defekt oder es zwangsläufig im Beruf geworden, feige und verantwortungslos, den Verbrechern nahe verwandt, leider nur nicht so geschickt wie sie. Sie verdienen, auf dem Schindanger begraben zu werden wie ehemals die Schauspieler. „Wie kann es nur möglich sein, daß ein Jurist überhaupt seinen Doktorgrad erwerben kann?“

Ausnahmen? Eine einzige. Lammers. Ein Mann, obwohl juristisch ausgebildet, doch noch mit der Fähigkeit, juristisch zu untermauern, was staatsnotwendig sei.

Und Gürtner, der Reichsjustizminister? Ein Zauderer. Einer, der ständig nachhinkt, der ständig Druck braucht. Aber wo war ein Besserer?

Freisler etwa, jetzt der neue Staatssekretär bei Gürtner? „Der ist ja in seiner ganzen Art ein Bolschewist.“

Oder der andere Staatssekretär, der Schlegelberger? „Der ist, wie er aus-

sieht. Den braucht man nur anzusehen, dann weiß man, was mit dem los ist.“

Nein, Hitler hielt nichts von den Juristen. Und seine Umgebung sorgte dafür, daß seine Meinung weitergetragen wurde. Sie half auch wacker, seine Abneigung zu vertiefen. Im Reichsjustizministerium hörte man immer wieder davon, und man hörte auch, wie sehr Himmler und seine Gestapo sich bemühten, alle Straf- und Vollzugsgewalt in ihre eigenen würgenden Hände zu bekommen.

Gerade diesen Teil der deutschen Justiz aber verwaltete jetzt im Ministerium als Staatssekretär Roland Freisler.

Noch war er weit von dem Amt entfernt, das ihn als mörderischsten Blutrichter in die deutsche Justizgeschichte eingehen ließ, noch kämpfte er verzweifelt um Beachtung von oben und um eine gefährdete Position. Daß er überhaupt um Beachtung kämpfen mußte, daß Hitler ihm gegenüber, seinem eifrigsten Anwalt, in ätzender und schweigender Mißachtung verharrte, bleibt seltsam, denn kein anderer aller führenden deutschen Juristen gab mit so lauter und unüberhörbarer Stimme an Richter und Staatsanwälte die Generalparole aus: „Meine Herren, jetzt müssen Sie Ihr Gewissen manchmal schweigen lassen. Es geht jetzt allein darum, den Willen des Führers auszuführen. Des Führers Rechtsdenken ist am meisten und vollkommensten ausgeprägt. Und wir haben ihm unbedenklich zu folgen.“

Unsitliche Fotos

Wie es um Hitlers Rechtsdenken bestellt war, verriet sich nicht allein, wenn er aus politischen Anlässen selbstherrlich in die Justiz eingriff. Er war ein eifriger Leser der „Berliner Nacht- ausgabe“, eines Boulevardblattes. Am meisten interessierte ihn darin die Gerichtssaalspalte. Und wenn immer er ein

Urteil fand, das ihm nicht paßte, mischte er sich rücksichtslos ein, ließ es ändern oder umwerfen.

Da wurde einmal von einem Fotografen berichtet, den ein Berliner Gericht zu 15 000 Mark Geldstrafe verurteilte, weil er unsittliche Bilder, ganze Serien, in großen Mengen in die Welt hatte hinausgehen lassen. Schon am nächsten Tag wurde der Berliner Generalstaatsanwalt in aller Herrgottsfrühe in seiner Privatwohnung von einem aufgeregten Freisler angerufen und aufgefordert, schnellstens die anstößigen Aufnahmen, die ja beschlagnahmt waren, ins Justizministerium zu bringen. Hitler wolle sie sehen. Er halte das Urteil für lächerlich verfehlt und die zuständigen Richter für übertriebene Moralriecher. Mit Recht natürlich, denn es gibt keine schweinschen Bilder, es gibt nur schweinsche Menschen:

„Also her mit den Bildern! Und zwar sofort!“

(Fortsetzung Seite 28)

ich ssen

mit dem Palitzer-Preis aus-
gezeichnet, zeigt diese
lebenswerte Kameradschaft

Europa gingst. Mit dir geht wieder ein-
mal die Phantasie durch, und du spielst
lich auf."

"Ich werde dir zeigen, wer sich auf-
spielt." Vaters Stimme überschlug sich.
"Frau Sheridan behauptet, ich sei kein
Held."

"Bist du auch nicht, Vater", trumpfte
ich auf. Er war rot vor Zorn.

"Gut, dann runter vom Schemell!"
schnauzte er mich an. "Wenn das die Art
ist, wie du über deinen Vater denkst,
dann mache ich dich fertig."

"Pa", beschwor ich ihn. "Du weißt doch
ganz genau, daß ich dich verprügeln
kann. Zwing mich nicht, es dir noch ein-
mal zu beweisen."

"Noch einmal?" fragte Vater höhnisch.
"Wann hättest du mich jemals ver-
prügelt?"

"Aber, lieber Herr Pemberton", hörte
ich da Ella sagen, "Trigger haute Ihnen
doch noch gestern die Jacke voll, gerade
hier vorm Lokal."

Vater lächelte sie süßsauer an: "Bitte,
Fräulein Ella, noch eine Portion gebratener
Zwiebeln dazu. Übrigens, wie ist das
mit Ihnen? Hat mein Sohn etwa auch
zu Ihnen bereits einmal zweiseitige Be-
merkungen gemacht? Das würde ich
jedenfalls unter keinen Umständen dul-
den. Dann schlag ich ihn grün und blau!"

"Aber, Herr Pemberton", flötete Ella.
"Trigger war zu mir so nett wie nur mög-
lich. Er ist der manierlichste und best-
aussehende Junge in ganz Kingsburg."

"Ich würde keinem raten, unverschämt
gegen ein so junges braves Mädchen zu
sein", versicherte mein Vater. "Wenn
mein Sohn Sie zu einem kleinen Spazier-
gang in die Natur auffordern sollte, dann
lassen Sie mich das nur wissen, dann
schlage ich ihn im voraus grün und blau."

Ella war völlig anderer Ansicht: "Aber
warum? Ich würde mich ja direkt freuen,
wenn Trigger mit mir spazierengehe."

"Um Gottes willen, fangen Sie so etwas
bloß nicht an", sagte Vater. "Dieser
Bursche hätte in zwei Minuten für Sie
ein Plätzchen im hohen Gras gefunden."

"Oder auch nicht", meinte Ella.
"Bestimmt. Oder nicht, mein Sohn?"
fragte er.

"Ich weiß nicht", sagte ich. Doch ich
sah mir Ella daraufhin an und fand, daß
mein Vater wirklich einmal in seinem
Leben recht hatte. Diesmal war seine
Phantasie nicht mit ihm durchgegangen.

Fast sah es aus, als ob der Alte schon
die Auseinandersetzung wegen Frau
Sheridan vergessen hätte, und das gab
mir meine gute Laune wieder. Wirklich,
ich hatte keine Lust, Vaters beste Jahre
mit dauernden Reibereien zu vertun,
was er "Ringkämpfe" nannte.

"Fräulein Ella", bat er, "was auch
immer Sie unternehmen mögen, lassen
Sie sich nicht durch Trigger verführen
mit seinen Sprüchen und seinem vor-
nehmen Getue."

"Ich bin zwar erst seit ein paar Tagen
in der Stadt", sagte Ella, "aber ich habe
noch keinen gefunden, den ich so gern
sähe wie Trigger." Sie zeigte ihm dann
das Beefsteak. "Gefällt es Ihnen, Herr
Pemberton?" fragte sie.

"Großartig", nickte Vater, und dann
kletterte er auf den Hocker neben mich
und meinte: "Würdest du so gut sein,
Trigger, draußen auf mich zu warten, bis
ich zu Abend gegessen habe? Kann näm-
lich nicht mit leerem Magen Gefechte
liefern."

"Ich müßte noch zum Kino, Pa",
klagte ich.

"Du hast doch noch fünf Minuten Zeit",
knurrte er.

"Ich habe aber eine Verabredung mit
Harry. Wir wollen auch noch Karten
spielen. Was hältst du davon, Pa?"

Mein Vater dachte nach. Dann sagte
er befehlend: "Ich möchte, daß du zu

Gerüffelten wieder rufen ließ und nun eine Rolle herzlicher Versöhnlichkeit spielte.

Er ließ sich leicht durch Großspurigkeit, wenn sie ihm sicher und geschickt entgegnat, imponieren. Er war ein schlechter Menschenkenner, und er mußte oft erfahren, daß er hohe Stellen in der Justiz mit Versagern besetzt hatte.

Man murrte, er lasse sich Spesen geben, auf die er keinen Anspruch habe. Eine Reise nach Ungarn, wohin er zu einem Vortrag für ein hohes Honorar eingeladen war, ließ er sich doppelt bezahlen, von der ungarischen Regierung und vom Justizministerium.

Oft gab er einem Referenten oder Adjutanten den Auftrag, über ein bestimmtes Thema zu schreiben.

Dann nahm er den Auftrag, schnitt ihn auseinander, tat seine politische Phraseologie dazu, klebte das Ganze wieder zusammen und gab es unter seinem Namen an eine juristische Fachzeitschrift. Was er selbst schrieb und seine Vorträge nannte man „juristisch-politische Lyriken“. Manchmal freilich, das wurde anerkannt, formulierte er gut, seine Einfälle verblüfften;

„diabolisch geschickt“, urteilte man dann. Sein Liebeswerben um hohe Parteilstellen blieb niemand verborgen, auch nicht, wie vergeblich es war. Wenn alte Bekannte ihn besuchten, machten sie die ärgerliche Erfahrung, daß er sie zwar mit Überschwang aufnahm, ihnen wohl auch einen Schnaps bot und bereitwilligst Versprechen gab — dann aber nichts hielt.

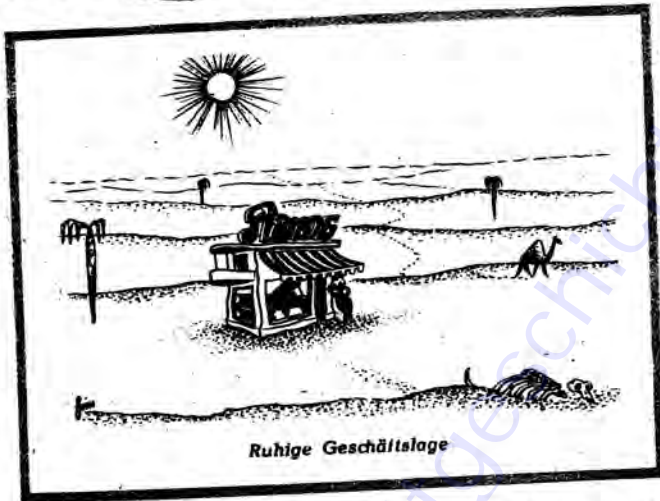
So kam es, daß er, der Beziehungshungrige, allmählich zu spüren bekam, wie wenig er als gute Beziehung galt.

In der nächsten Ausgabe:

Freisler wünscht,
daß sein Bruder sich erschießt

Justiz unter der Diktatur

Die deutschen Richter kapitulieren



Ruhige Geschäftslage

„Hier kommt es weniger auf die juristische Eignung als auf die politische Haltung an“, konnte er sich dann gegen Angriffe wehren. Oder er drückte sich gern vor der Verantwortung und wälzte sie auf Untergebene ab.

„Ein Radfahrer“, sagte man ihm nach, „nach oben buckeln und nach unten treten.“

Seine Unordnung war allen eine Plage. Keiner seiner Mitarbeiter sah seinen Schreibtisch anders als chaotisch. Auch in Gelddingen hatte er Unordnung. Seine Bezüge waren hoch: 1700 RM als Staatssekretär, 2000 RM als Mitglied des Preussischen Staatsrats, 600 RM als Mitglied des Reichstags, dazu kamen höhere Honorare für Veröffentlichungen in juristischen Fachzeitschriften und viele Spesen. Aber nie hatte er Geld bei sich. Immer pumpt er seine Adjutanten an, und meistens vergaß er sogar, das Geld zurückzugeben.

Nein, vor dem Erschießen hatte der Generalstaatsanwalt keine Angst. Aber er kannte Freislers unbeherrschte Rücksichtslosigkeit gut genug, um nicht Schwierigkeiten zu fürchten. Er ließ sich also beim Justizminister melden. Der hörte sich den Bericht an und auch das mit dem Erschießen.

„Aber Herr Kollege“, sagte er dann beschwichtigend, „das sollten Sie doch wissen, der Mann, der Freisler, der ist

Der Justizminister sog traurig an seiner Zigarre und winkte ab. „Wem sagen Sie das? Aber der Mensch denkt, und der Führer lenkt.“

Der aber warf das Urteil um.

Der dritte Mann

Franz Gürtner, der Reichsjustizminister, ein ruhig-behätiger Bayer, immer mit sorgenvollem Gesicht und immer von Zigarrenqualm umwallt, war schon von

v. Papen in sein Amt geholt worden, und Hitler hatte ihn darin belassen. Gürtner war kein Mann der Partei, aber es hieß, Hitler habe ihn behalten, weil er damals, 1933, als bayrischer Justizminister den Prozeß und die Sache der nationalsozialistischen Verschwörer mit auffallendem Wohlwollen behandelt habe.

„Unsinn“, erklärte Hitler, als ihm das zu Ohren kam, „der Kerl hat mich ja einsperren lassen! Wenn ich ihn trotzdem behalten habe, dann nur, weil ich keinen anderen für den Posten hatte.“

Gürtner wurde nur selten von Hitler empfangen.

Seine Weisungen bekam er von Bormann oder Lammers. Er folgte ihnen, widerwillig und zögernd zwar, aber immer. Wenn einer der höheren Justizbeamten darüber Verwunderung spüren ließ, meinte er melancholisch:

„Wissen Sie, Herr Kollege“ — er nannte bis zum Regierungsrat hinunter alle Kollegen — „wenn ich es nicht mache, kommt ein anderer, und der macht es dann. Aber sicher schlimmer als ich.“

Er war fest davon überzeugt, Widerstand zu leisten, und davon, daß er nur



doch krank.“ Und er blickte bekümmert. „Wir machen es einfach so, geben Sie mir die Bilder, die Sie haben. Die lege ich dem Führer vor. Es ist ja alles gleich. Der Fotograf kommt so oder so aus.“

„Aber warum denn um alles in der Welt?“ fragte erbittert der Generalstaatsanwalt. „Der Mann hat mit den Bildern, die er in ganzen Paketen nach Südamerika gehen ließ, ... zig Tausende verdient. Er hat klar gegen das Gesetz verstoßen und ist rechtens verurteilt.“

der Gewalt nachgebe. Mit seinem Nachgeben glaubte er, Schlimmeres zu verhindern. Er hatte mit seiner Unterschrift alle Morde während der Röhm-Revolution nachträglich rechters erklärt, ehe man das ganze schandbare Mordunternehmen überhaupt übersehen hatte. Und auch später sanktionierte er alle Eingriffe Hitlers in die Justiz.

Sein engster Mitarbeiter war Franz Schlegelberger, ein alter Beamter, im Ministerium seit 1919, unansehnlich, klein und mit zerknittertem Gesicht, überängstlich und pedantisch, aber ein Jurist von Ruf, bekannt als Publizist wichtiger zivilrechtlicher Werke.

Der dritte Mann an der Spitze des Ministeriums war Freisler.

Später, nach dem Anschluß Österreichs an das Reich, kam aus den Restbeständen der kurzlebigen Seyss-Inquart-Regierung noch der damalige österreichische Justizminister und Schwager Hermann Görings, Hueber, als Unterstaatssekretär dazu. Das Auffälligste an ihm waren seine Unauffälligkeit und Bedeutungslosigkeit. Kein Mensch wußte, wozu er da war und was er eigentlich tat. Besucher, die er empfing, fanden ihn, wie er mit hechelndem Atem Hanteln schwang. „So verbinde ich Dienst mit Sport“, versicherte er dann.

Trotz seiner Unauffälligkeit forderte dieser gemüthliche Hueber sehr bald Freislers Zorn heraus.

Es gab da eine Ministerialverordnung, die den hohen Beamten genau vorschrieb, welche Farbstifte sie zu Aktenvermerken zu benutzen hatten. Minister grüne, Staatssekretäre rote, Ministerialdirektoren blaue. Freisler benutzte orange-rote und Schlegelberger weinrote. Für den Unterstaatssekretär war keine Farbe vorgesehen. Unbefangen wählte er braune. Das sah sich Freisler eine Zeit mit steigender Gereiztheit an. Daß einer Braun, die Farbe der Partei, die Farbe, die zu benutzen ihm, dem verdienten Kämpfer, hier im Ministerium ausdrücklich verboten war, gewählt hatte, einer, der nichts anderes aufzuweisen hatte als Beziehungen, das konnte er nicht verwinden. Erbot sich Freisler an Hueber einen Brief und forderte: Weg mit dem Brauntift! Tatsäch-

lich gebrauchte Hueber künftig nur einen Füllfederhalter.

Das Reichsjustizministerium, vor der Auflösung der Länderministerien nur ein kleines Amt, eigentlich nicht mehr als die Arbeitsstätte eines eng begrenzten ausgewählten Kreises sorgfältigster Gesetzesgraveure, war inzwischen zu einer gewaltigen Behörde aufgebläht worden. Ein Verwaltungsapparat, dem alle Justizstellen im ganzen Reich direkt unterstanden.

Freisler ist nervös und launisch

Von den Männern, die führten, war Freisler der, den alle am schwersten und mühseligsten ertrugen. Er war der Lauteste, Auffälligste, Unbeherrschteste, seine Tobsuchtsanfälle waren gefürchtet. Es gab Tage, an denen er von morgens bis abends tobte. Dann spritzte er die gallige Lauge seiner Unduldsamkeit gegen jeden, dem er begegnete, brüllte mit Sekretärinnen, Boten, Ministerialräten und Besuchern; hing schreiend am Telefon oder raste, ein zappelndes, lärmendes Nervenbündel, durch Zimmer und Korridor. Alles wurde ihm Anlaß zum schreienden Vorwurf.

„Zum Donnerwetter, das habe ich Ihnen doch gesagt!“ brüllte er seinen Adjutanten an.

„Nein, Herr Staatssekretär.“

„Dann habe ich es aber gedacht!“

Tage dieser galligen Laune kehrten alle vier Wochen regelmäßig wieder.

„Der Mann ist krank“, seufzte dann Gürtner melancholisch.

Besonders seine Referenten fürchteten ihn. Er hatte eine rätselhafte Fixigkeit, Wesentliches aus Akten im raschen Durchblättern zu erkennen. Fand er dann die Referenten unzulänglich informiert, so brach er in wütendes Geschimpfe aus, ließ keine Entschuldigung gelten, hörte keine Erklärung an, unterbrach jeden Widerspruch und beleidigte sie rücksichtslos.

Zuweilen sagte ihm dann sein Adjutant: „Herr Staatssekretär, den haben Sie zu hart angefaßt. Wäre es nicht besser, wenn wir etwas verbindlicher wären?“

Dann konnte es passieren, daß Freisler betroffen nachdenklich wurde, den eben

erotischen Gründen nötig. Es ist einzig und allein das Ergebnis eines nie zu stillenden Appetits, der nichts Königliches mehr hat.

Es wird hier davon gesprochen, weil diese Gefräßigkeit, dieser ständige Heißhunger sehr eng verwandt ist mit dem Hunger Faruks nach neuen Frauen. In beiden Fällen handelt es sich um die Jagd nach dem Genuß.

Die Mahlzeiten Faruks sind ausgedehnte Angelegenheiten. Die Köche und die Vorkoster — jede Speise muß, bevor sie Faruk anrührt, von einem Vorkoster geprüft werden — sind schwer überarbeitet. Neben europäischen Speisen, wie man sie in den besten Restaurants von Paris, Genf oder Rom erhält, nimmt der König orientalische Spezialitäten wie indische Schwalbennester oder Nachtigallenherzen zu sich. Selten währt eine seiner Mahlzeiten weniger als zwei Stunden. Spät nachts noch, wenige Stunden nach einer Mahlzeit mit sechs oder sieben Gängen, läßt er sich Spaghetti mit sehr scharf gewürzten Soßen bringen, deren Genuß den meisten Menschen schwere Magenbeschwerden eingebracht hätte. Ihm machen sie nur Appetit für eine neue Mahlzeit, die er kurz vor dem Schlafengehen, um fünf oder sechs Uhr früh, einnimmt.

Die Ärzte versuchen von Zeit zu Zeit anzudeuten, ein dicker Bauch sei ja etwas Wundervolles, aber vielleicht werde Faruk nur ein wenig zu dick, vielleicht sollte er ein wenig Mäßigung beim Essen

versuchen. Einer versteigt sich sogar zu dem Wort: Diät.

Faruk empfindet diese Ratschläge seiner Ärzte als unberechtigte Einmischung. Wie? Man will ihm, dem König, vorschreiben, was und wieviel er essen soll? Das ist unerhört! Die Ärzte werden entlassen. Sie müssen noch froh sein, daß Faruk ihre Vorschläge bald vergißt.

Trotz seines Lebenswandels hat Faruk ein ausgesprochenes Gefühl für persönliche Würde — oder glaubt es jedenfalls zu haben. Während des Krieges besucht ihn der britische Ministerpräsident Winston Churchill. Faruk reicht ihm eine Zigarre, die 3 Zentimeter dick und 50 Zentimeter lang ist. Das ist selbst für Churchill, der sein Leben lang schwere Zigarren geraucht hat, ein Ungetüm. Er bittet, daß man ihm einen Spiegel bringe, und betrachtet sich dann, die Zigarre einmal im rechten Mundwinkel, einmal im linken Mundwinkel, einmal in der Mitte des Mundes.

„Und dies bei einem großen Festessen, das ich ihm gab, in der Anwesenheit von mindestens 150 Personen“, berichtet Faruk später darüber. „Ich finde das würdelos!“

Das sagt der Mann, dessen ganzes Land um seinen skandalösen Lebenswandel weiß, der zwar von anderen äußerste Diskretion verlangt, aber selbst kaum weiß, was das Wort bedeutet.

Gefühl für Würde? Nein, Eitelkeit, maßlose Eitelkeit . . . (Fortsetzung folgt)

Der Anwalt des Teufels

(Fortsetzung von Seite 16)

Der Generalstaatsanwalt hetzte in sein Amt nach Moabit, ließ sich die Akten bringen, fand in ihnen eingehftet ein Kuvert und darin fünf oder sechs Akt-aufnahmen, zwar nicht übertrieben dezent, aber auch nicht übertrieben anstößig. Nur waren es nicht die Aufnahmen, die zur Verurteilung des Fotografen geführt hatten. Die, etwa 25, waren verschwunden. Irgendein Justizbeamter hatte sicher Gefallen an ihnen gefunden und sie aus der trockenen Aktenatmosphäre entführt.

„Die Bilder sind weg“, mußte der Generalstaatsanwalt etwas später im Justizministerium Freisler gestehen.

Der Staatssekretär raste.

„Die Aufnahmen müssen her, koste es, was es wolle!“

„Aber wie, Herr Staatssekretär? Sie sind eben weg!“

„Lassen Sie suchen. Lassen Sie das ganze Gericht umkrepeln. Machen Sie, was Sie wollen, aber schaffen Sie die Aufnahmen heran!“

„Wie, Herr Staatssekretär, soll ich das

verstehen? Soll ich etwa hingehen und die Aufnahmen machen lassen?“

„Des Staatssekretärs Raserei ging auf volle Touren.“

„Machen Sie, was Sie wollen“, schrie er zum Schluß. „Ich lasse Ihnen Zeit bis heute nachmittag drei Uhr. Dann wünsche ich Sie wieder bei mir zu sehen. Mit den Aufnahmen, verstehen Sie? Mit den Aufnahmen.“

Um drei Uhr war der Generalstaatsanwalt wieder da. Der Justizsekretär ging ihn anmelden, kam zurück und murmelte:

„Der Herr Staatssekretär lasse gemessen sagen, er empfangen nur, wenn der Herr Generalstaatsanwalt die Bilder bei sich habe.“

„Nein, habe ich nicht. Aber gehen Sie trotzdem hinein und sagen Sie dem Herrn Staatssekretär, es sei mir unmöglich, die Bilder zu beschaffen.“

Der Justizsekretär ging, kam zurück und richtete aus:

„Wenn bis zum Abend die Bilder nicht zur Stelle wären, werde der Herr Staatssekretär den Herrn Generalstaatsanwalt erschießen lassen.“

Dabei verzog er keine Miene.

ROLAND FREISLER

Der Anwalt des Teufels

VON ANTON GELDNER

Der Tod, den er mit seinen Urteilen tausenden anderen gebracht hatte, überraschte den Präsidenten des Volksgerichtshofes unvermutet und erschlug ihn ohne Gnade.

X.

Die letzten Todesurteile

Am Vortage des neuen Prozeßtermins gegen v. Schlabrendorff, also am 2. Februar, hatte sein Anwalt vor Freislers Tribunal einen Berufskollegen, Dr. Hans John, zu verteidigen. Dr. John hatte sich, ebenso wie die beiden anderen Hauptangeklagten dieses Prozesses, Klaus Bonhoeffer und Ministerialrat Schleicher, in Geständnissen vor der Gestapo schwer belästet.

Alle drei standen in enger Beziehung zur Lufthansa. Nach den Akten hatten sie Maßnahmen vorbereitet, um die Lufthansa fiktiv in holländischen Besitz zu überführen, damit sie für den Fall der Niederlage gerettet werde. Ministerialrat Schleicher hatte die Satzungen der geplanten neuen Luftverkehrsgesellschaft entworfen. Allein schon die Tatsache des Eingeständnisses, mit einer Niederlage gerechnet zu haben, hätte den schlimmsten Ausgang ihres Prozesses erwarten lassen. Aber zudem hatten sie noch in späteren Vernehmungen zugegeben, am aktiven Widerstand beteiligt gewesen zu sein und Gewaltmaßnahmen gegen Hitler geplant zu haben. Es war nichts für sie zu hoffen.

Da jedoch keine Beweise, sondern nur ihre Selbstbezeichnungen die Anklage stützten, nahm der Anwalt Aussage-Erpressung an.

„Sind die Geständnisse unter Druck und Mißhandlungen erpreßt worden?“ wollte er vor Prozeßbeginn von Dr. John wissen.

„Nein“, wehrte Dr. John ab.

„Sie müssen als Jurist selbst wissen, daß es noch eine Chance für Sie gibt, wenn Sie die Geständnisse widerrufen. Glauben Sie mir, hier legt man auf erpreßte Aussagen keinen Wert.“

„Nein, ich widerrufe nicht“, beharrte Dr. John, „ich stehe zu dem, was ich unterschrieben habe.“

Freisler hatte gegen alle Angeklagten dieses Verfahrens, die mit sichtlich verquälter Haltung nur schwache Kräfte zu ihrer Verteidigung aufbrachten, ein leichtes Spiel. Und er spielte es laut und theatralisch, ganz wie in den Tagen seiner großen Auftritte. Mit prasselnden

Wortgüssen, langen Propaganda-Monologen und tobsüchtigen Beschimpfungen.

Als Dr. John von seinem einzigen Recht, dem des letzten Wortes, Gebrauch zu machen suchte, unterbrach ihn Freisler bei den ersten Silben und piff ihn an:

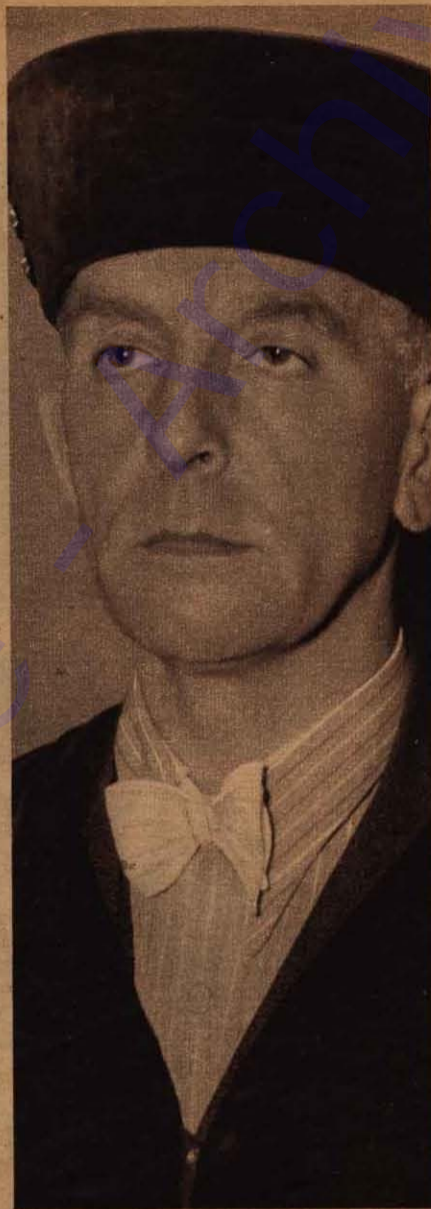
„Haben Sie sich gegen den Führer gestellt? Ja oder Nein?“

„Ich möchte“, sagte Dr. John mit schwankender Stimme, „vor Gott und meinem Gewissen...“

„Ach, lassen Sie diese blöden Sprüche“, peitschte Freislers Gehässigkeit dagegen.

Alle Angeklagten dieses Prozesses wurden, nichts anderes stand zu erwarten, zum Tode verurteilt. Und nach dem Urteil erst, in der letzten kurzen Aussprache mit ihren Verteidigern, gestanden alle ein, daß ihre Aussagen unter wüstesten Quälereien diktiert worden waren.

„Ich werde diese Tatsache“, sagte etwas später der Verteidiger Dr. Johns zu Freisler, „das Justizministerium wissen lassen. Ich werde darum ersuchen, daß dieses Urteil durch außerordentlichen Einspruch kassiert wird.“



Der Mann mit dem großen Geltungsbedürfnis, Roland Freisler, verließ das Leben und den Schauplatz seiner großen und gefährlichen Auftritte ohne den geringsten Applaus. Sein Tod ließ die deutsche Justiz aufatmen. Das Staatsbegräbnis, das die Machthaber für ihn anordneten, war nur eine Formalität...

Freisler schwieg mit verkniffenem Gesicht.

„Ferner wäre dies auch die passende Gelegenheit, Herr Präsident“, fuhr der Anwalt fort, „noch einmal an die Umstände des Falles v. Schlabrendorff zu erinnern, der morgen verhandelt wird.“

„Lassen wir das bis morgen“, wehrte Freisler unwillig ab.

Ein Tag wie im Frühling

Es kam der nächste Tag, der 3. Februar, ein Samstag. Über Berlin stand morgens frisch und strahlend ein blauer Himmel, in dem lichte Wolkenstreifen schwammen. Die Luft war mild und atmete schon Frühling.

Um halb neun Uhr lud die Gestapo ihre Fracht Schicksale im Hof des Volksgerichtes ab. Pünktlich um neun Uhr eröffnete Freisler die erste Verhandlung. Wenige Minuten später begannen schon seine Schimpfkanonaden.

Es ging gegen einen Freund v. Schlabrendorffs, Ewald v. Kleist, der, ungeboren von Haft und Folter, Freislers flammenden Zorn sofort zu Verhandlungsbeginn dadurch entzündete, daß er verächtlich erklärte, er lehne dieses Gericht ab. Das, was er getan und angestrebt habe, unterwerfe er nur der göttlichen Gerichtsbarkeit. Ja, er habe immer und mit allen Mitteln Hitler und den Nationalsozialismus bekämpft. Er halte Hitler für das Unglück Deutschlands und nur Narren oder Zerstörer könnten noch über die Frage diskutieren, ob Hitler wichtiger sei oder das deutsche Volk. Er ließ sich auch nicht durch Freislers rasendes Gebrüll, das die Wände zu sprengen drohte, einschüchtern.

Von Schlabrendorff saß während dieser Verhandlung schwer gefesselt im Keller des ausgebombten Hauptgebäudes und wartete, daß sein Fall aufgerufen werde.

Kurz nach halb zehn Uhr unterbrach Freisler den Prozeß gegen v. Kleist. Er werde in einer Stunde weiter verhandeln, sagte er.

(Fortsetzung Seite 16)

Wilhelm Furtwängler

Ein Leben für die Musik

Das erste umfassende Lebensbild des größten deutschen Dirigenten unserer Zeit schildert unter anderem den dramatischen Kampf, den Wilhelm Furtwängler nach dem Kriege um seine politische Rehabilitation führte. In der nächsten Nummer der NEUEN ILLUSTRIRTEN beginnen wir mit dem Abdruck dieser einzigartigen Künstlerbiographie

Es war Freisler mitgeteilt worden, der Justizminister wünsche ihn unverzüglich zu sprechen.

Es gehe darum, sagte etwas später im Justizministerium Staatssekretär Klemm zu Freisler und Oberreichsanwalt Lautz, der auch zu der Besprechung bestellt worden war, mit dem ärgerlichen Zustand fertig zu werden, der den reibungslosen Ablauf der Aufgaben des Volksgerichtshofes bremse.

Der ärgerliche Zustand war eingerissen, seit die Russen die Weichsel überflutet hatten. Die Gestapo hatte viele ihrer Gefangenen, ohne die Justizbehörden davon wissen zu lassen, weggeschafft. In den letzten zwei Wochen mußten deshalb öfter Prozesse vertagt werden, weil die Angeklagten nicht zur Stelle waren.

„Die meisten der Gefangenen“, berichtete Klemm, „sind, das haben wir endlich herausgebracht, im Konzentrationslager Flossenbürg. Es wäre nun zu überlegen, ob der Volksgerichtshof nicht ganz oder wenigstens mit seinen Hauptsenaten nach Bayreuth übersiedeln sollte. Bayreuth hat ein gutes Landgericht und ein festes Gefängnis und liegt Flossenbürg am nächsten.“

„Das lehne ich ab!“ dröhnte Freisler mit Stentorstimme. „Ich halte es für unwürdig, daß das höchste deutsche Gericht in dieser Weise gezwungen wird, einer Polizeibehörde nachzurrennen, wenn es seine Aufgaben erfüllen will.“

Klemm versuchte geduldig, Freisler zu überreden. Freisler, mit lautem, erregtem Wortgeprassel, blieb bei seiner Ablehnung.

„Es ist der Wunsch des Ministers, Herr Präsident“, beharrte Klemm. „Sie werden sich mit ihm auseinandersetzen müssen.“

Und wie auf ein Stichwort erschien nun Minister Thierack.

Er sei bis jetzt durch eine andere dringende Konferenz abgehalten worden, sagte er leichthin und stocherte damit in Freislers verhaltene Wut. Übrigens gebe es gleich Alarm. Im Drahtfunk tickte es bereits. „Feindliche Bomber im Anflug auf Berlin sind gemeldet. Um genau zu sein, Bomberströme, meine Herren.“

Ob Freisler mit seiner Anregung, nach Bayreuth zu übersiedeln, einverstanden sei, erinnerte er sich dann.

„Nein!“ schrillte Freisler zurück. „Ganz und gar nicht. Ich verlange eine Entscheidung des Führers!“

Thierack markierte Gelassenheit und sagte:

„Sie sollten doch einsehen, daß Sie in Bayreuth unbehinderter wirken könnten als hier. Auf jeden Fall; denn es sieht ganz danach aus, daß uns der Krieg hier bald auf den Pelz rückt. Die Russen stehen an der Oder und...“

Freisler sprang theatralisch auf, breitete in großer Pose die Arme aus und heulte pathetisch: „Die Russen? Auch wenn russische Kommissare in den Plenarsaal eindringen und jeder ein Maschinengewehr auf mich richtet, ich werde weiter judizieren, bis ich unter ihren Salven verblute!“

Thierack lächelte, Klemm lächelte und Lautz lächelte. Keiner besonders verhalten. Und ihr Lächeln zerschmolz auch nicht im Auf und Ab des Sirenengeheuls, das nun anhub.

„Also auf denn in den Heldenkeller!“ sagte Klemm.

Freisler sah ihn verächtlich an, riß sich zusammen und sagte scharf akzentuiert: „Ich gehe dahin, wohin meine Pflicht mich ruft.“ Dann hob er den Arm zum Gruß, bellte „Heil Hitler“ und hetzte davon.

Freisler war eigensinnig. Er ging nicht in den Luftschutzkeller.

„Auch wenn ich nicht genau wüßte, Herr Minister“, wandte sich Klemm an Thierack, „daß Freisler einen Spaziergang im Bombenregen unserer Gesellschaft vorzieht, würde ich sagen: Er zeigt sich echt, so echt und eindrucksvoll, wirklich »der deutsche Richter«.“

Thierack lächelte amüsiert. Klemm sah seine Anzüglichkeit verstanden.

„Der deutsche Richter“ war nämlich das juristische Werk, mit dem der schriftstellernde Rivale Freislers von ehemals, Kurt Rothenberger, sich in Hitlers Gunst gesetzt und sich Freislers Staatssekretärposten erobert hatte. Später aber, dafür sorgte schon die gut funktionierende Intrigenwirtschaft, kam heraus, wie wenig „echt“ „Der deutsche Richter“ war.

Rothenberger hatte sich seine Arbeit, die Hitler so sehr imponiert hatte, einfach gemacht und in freizügigster Weise das Werk eines schweizerischen Rechtsgelehrten, eines jüdischen noch dazu, abgeschrieben und nur Unwesentliches geändert. Hitler erfuhr schnell, wie plump er der Mißtrauische, genasführt worden war; er zeterete tobend, jagte Rothenberger aus seinem Amt und setzte Klemm, einen Vertrauensmann Bormanns, einen intimen Freund Thieracks und intimen Feind Freislers, auf den Staatssekretärsessel, einen Platz, dem Freisler immer noch nachtrauerte.

Der Endsput in den Tod

Der Weg vom Justizministerium in der Wilhelmstraße zum Volksgerichtshof in der Bellevuestraße war nicht weit. Wer ihn gemächlich ging, konnte ihn in wenig mehr als fünf Minuten schaffen. Freisler rannte ihn. Barhäuptig, mit offenem Mantel und schlenkernden Armen; er rannte wie einer, der das Letzte aus sich herausholt, um noch das Ziel zu erreichen, das zu verstellen ein drohendes Unbestimmtes sich angeschiedt hatte. Die Straßen, über die er rannte, lagen, von Menschen leergewischt, blank und hell in dem strahlenden Sonnenschein dieses lebenshungrigen Frühlingstages. Nur unter den Haustüren standen mit wichtigen Gesichtern unter gewichtigen Stahlhelmen Luftschutzwarden und spähten zum Himmel.

Am Leipziger Platz, vom Portal des Gebäudes der „Akademie für deutsches Recht“ her, rief einer Freisler an und wies mit aufgeregten und warnenden Gebärden zum Himmel. Da schwammen sehr hoch, ausgerichtet wie nach einem Exerzierreglement, sehr selbstsicher und unbeirrt, unzählige silbern blitzende Kreuzen: amerikanische Bomber. Von dem ersten lösten sich, lang und wallend wie Schleppen, Rauchfahnen herab.

„Zielmarkierungen!“ schrie der Luftschutzwart. „Kommen Sie hier herein, schnell.“

Als Freisler den Luftschutzwart erreicht hatte, blieb er stehen, starrte zum Himmel, sah, wie die Bomber oben bei den Rauchsignalen eine Kurve machten, und schrie den Luftschutzwart an: „Jetzt aber nichts wie in den Keller!“ und stürzte ins Haus.

Noch ehe beide den Luftschutzraum erreicht hatten, polterte es über ihnen.

„Einschläge“, sagte Freisler keuchend.

„Ja“, antwortete der Luftschutzwart. „Das waren aber keine großen Sachen. Nur Brandbomben. Wenn es ruhiger wird, gehe ich rauf, nachsehen.“

Als etwas später die erste Angriffswelle abgeflaut war, stürzte Freisler ungeduldig wieder los. Er nahm nicht wahr, daß der Brand bereits durch alle Stockwerke der „Akademie für deutsches Recht“ raste.

Draußen auf dem Leipziger Platz sprühten, wie hingestreut, Stabbrandbomben; auf dem Straßenasphalt und auf dem Rasen glühten große Flatschen Phosphor; brennender Phosphor fraß an Häuserfassaden, Fensterscheiben zerknallten und Häuser rauchten.

Vor dem Eingang eines S-Bahn-Schachtes am Potsdamer Platz, kaum hundert Meter von der „Akademie für deutsches Recht“ entfernt, traf Freisler Reichsanwalt Rothaug, einen von den vielen Beamten des Volksgerichtshofes, die den tiefen S-Bahn-Tunnel dem unzulänglichen Luftschutzraum in der Bellevuestraße vorzogen. Sehr zum Mißfallen Freislers übrigens. Denn Freislers Eigensinn hatte bestimmt, daß für Angehörige des Volksgerichtshofes nur der Luftschutzraum des Volksgerichtshofes zuständig sei. Er war sogar so weit gegangen, sich bei Alarm an die Pförtnerloge zu stellen, um zu verhindern, daß einer nach draußen verschwinde. Trotzdem hatten sich einige Angehörige der Reichsanwaltschaft von ihm nicht aufhalten lassen. Sie beriefen sich auf den Oberreichsanwalt, der den Angehörigen seiner Behörde gestattete, sich den S-Bahn-Schacht am nahen Potsdamer Platz als Luftschutzbunker zu wählen. Solchen Aufsässigen erklärte Freisler erobost, dies Verhalten grenze an Wehrkraftersetzung.

Rothaug, einer der schärfsten, unduldsamsten, fanatischsten Ankläger des Volksgerichtshofes, tat nun, da ihn Freisler traf und mit kalter Mißbilligung begrüßte, keineswegs beschämt.

„Ich weiß mich da unten besser untergebracht als eben bei der ersten Welle drüben im Volksgerichtshofkeller. Und



* Ein paar galante Bemerkungen hört eine Dame immer gern!
» Was für wunderbar schmale Fesseln — tatsächlich — ein echter Arwa! »

* » Wie elegant Sie heute wieder sind, — liebe Freundin, — korrekt bis zu den Zehenspitzen! »

* » Fabelhaft, Mutti, wie schick Du jetzt auch zu Hause aussiehst, seitdem Du Ar

ich würde Ihnen raten, Herr Präsident, die nächste Welle — sie muß übrigens jeden Augenblick kommen — auch hier abzuwarten."

"Ich gehe dahin", sagte Freisler mit scharfer Zurechtweisung, "wohin mich meine Pflicht ruft. Gehen Sie nur ruhig in Ihren Heldenkeller." Und ohne zu grüßen, eilte er weiter.

Rothaug, die Schulter zuckend, wandte sich ab und ging die Stufen zum Schacht hinunter. Und da traf sein Blick einen Oberstabsarzt in der Uniform der Luftwaffe. Er sah, wie der Oberstabsarzt grüblerisch-unruhig Freisler nachschaute, als kämpfe er mit dem Entschluß, ihm nachzueilen.

Doch nun dröhnte am Himmel wieder der Motorenlärm einer neuen Bomberwelle. Die Menschenklumpen am Eingang des Schachtes quirlten durcheinander und drängten die Stufen hinunter. Eilig und rücksichtslos und laut.

Aus den Bomben an der Spitze oben fielen Rauchsignale und dann die Bomben.

Knappe 200 Meter weiter standen vor dem Vordergebäude des Volksgerichtshofes ein Justizwachtmeister und ein Inspektor und sahen die Bomben fallen. Unzählige blitzende Linien, die in greller Schraffierung die Luft durchschnitten.

"Jetzt aber in Deckung!" schrie der Inspektor und preschte zum Haus hin. Der Wachtmeister ihm nach. Und hinter beiden, mit hechelndem Atem und verzerrtem Gesicht, Freisler, der eben von der Straße angerast kam.

Dieses Vordergebäude, die sogenannte Botenmeisterei, hatte keinen Luftschutzraum. Die Luftschutzräume waren knapp fünfzig Meter weiter im Keller des längst ausgebrannten Hauptgebäudes, wo auch die Wartezellen der Angeklagten waren. Aber diese fünfzig Meter schaffte Freisler nicht mehr.

Er schaffte mit den beiden anderen, gehetzt von dem schrillen Pfeifen der fallenden Bomben, eben noch die paar Schritte ins Haus, die wenigen Stufen hinunter in ein dürftiges, kellerartiges Gelaß, bis zur Wand hin, gegen die er sich ausgepumpt und bebend vor Anstrengung fallen ließ.

Und genau in diesem Augenblick kreperte draußen auf dem Hof, knappe drei Meter jenseits der Wand, die Bombe.

Die Wand, an der Freisler Halt gesucht hatte, stieß ihn nach vorn in den Raum hinein und stürzte ihm nach. Der Boden schwankte, die Decke zerbrach, aus ihr rutschten polternd Schutt und Sparren, und ein klobiger Balken traf Freislers Schädel.

Freisler atmete nicht mehr

"Komisch", japste der Wachtmeister etwas später, als die Angriffswelle vorüber war und er im Luftschutzraum hinten alarmierend und verwirrt ersten Bericht gab. "Komisch, wir standen doch ganz dicht nebeneinander, und ihn hat es erwischt."

Man überhörte die anstößige Rede-weise des Wachtmeisters, man hielt sie seiner Aufregung zugute. Er blutete an der Stirn. Er sah mitgenommen genug aus. Man war zur Teilnahme bereit und gleichermaßen zur Aufregung geneigt. Einige Männer des Sanitätstrupps wurden losgeschickt, um Freisler und den Justizinspektor zu holen. Eiligst zu holen, denn der Drahtfunk meldete, eine neue Angriffswelle stehe unmittelbar bevor.

Die Männer des Sanitätstrupps kamen mit den Bahren zurück, als die Flak bereits wieder schoß und unter den silbernen blitzenden Kreuzchen hoch oben am Himmel Rauchsignale standen. Die Bahren wurden im Vorraum des Kellers abgestellt, zwischen Menschen, die sich hier in der Enge drängten.

Freisler atmete nicht mehr. Der linke Arm hing schlapp über dem Bahrenrand herab. Die Hand lag am Boden. Das Gesicht war kleiner, schmaler und kantiger geworden. Es war von Blut und Schmutz

verschmiert, auf der Fläche der Stirn wölbten sich noch dunkel, wie bei seinen Zornesausbrüchen, die Adern; die Lippen waren wie weggewischt, an ihrer Stelle waren schmale Striche, zwischen denen blank und weiß die Zähne bleckten. Die Augenlider lagen schwer und starr über halbgeschlossenen Augen.

Neben Freisler stand die Bahre mit dem Justizinspektor. Auch der war bewegungslos und ohne Atem. Man riet hin und her, ob bei beiden der Tod bereits eingetreten sei. Um die Bahren drückten sich die Beamten des Volksgerichtshofes, Staatsanwälte, Richter, Laienrichter, Justizbeamte, Angestellte und die Rechtsanwälte der beiden Angeklagten v. Schlabrendorff und v. Kleist, die beide in den Wartezellen nebenan ihrer Begegnung mit Freisler entgegenfieberten.

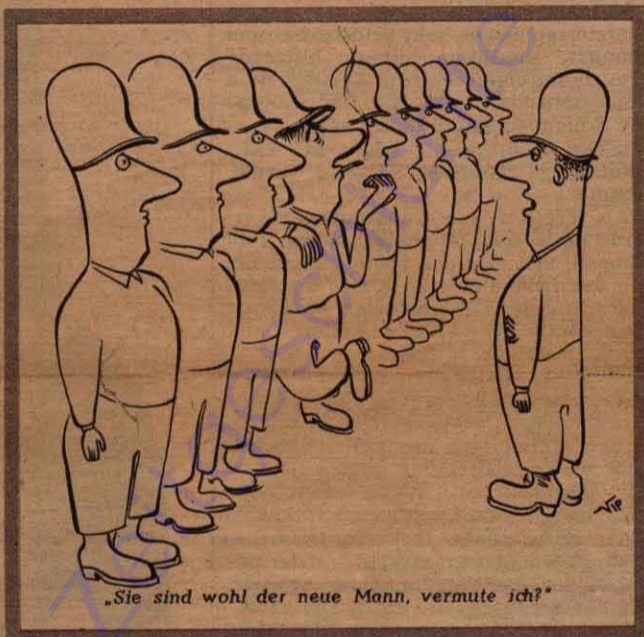
Die nächste Welle brachte wieder Bomben. Ein Luftschutzwart meldete, daß alle Gebäude des Volksgerichtshofes in Brand stünden. Doch niemand dachte jetzt während des Angriffs an eine Löschaktion.

Ein Arzt müsse geholt werden, forderte jemand.

Man müsse bis zur Entwarnung warten, wurde dagegengeredet.

Die Entwarnung kam erst zwei Stunden nach Beginn dieses Angriffs, dem vernichtendsten, den Berlin bis jetzt getroffen hatte und unter dessen Schlägen die Innenstadt starb.

Jetzt erst machten sich Beamte des Volksgerichtshofes auf, einen Arzt zu suchen. Sie waren bald wieder zurück. Mit einem Oberstabsarzt, der die Uni-



form der Luftwaffe trug. Reichsanwalt Rothaug, inzwischen aus der Sicherheit des S-Bahn-Tunnels zurückgekehrt, erzählte gerade von der letzten Begegnung mit Freisler und wie er erfolglos gewarnt habe, als der Arzt in den Luftschutzbunker trat. Sofort erkannte Rothaug in ihm den Arzt wieder, der vorhin im S-Bahn-Schacht Freisler so unruhig interessiert nachgestarrt hatte.

Der Arzt trat an die Bahre Freislers. Als er sich etwas später mit starrem Gesicht aufrichtete und sagte, der Tod, offenbar durch Schädelbruch, sei bereits eingetreten, schwankte seine Stimme seltsam.

Dann untersuchte er den Justizinspektor. Auch hier komme ärztliche Hilfe zu spät, konstatierte er. Und wieder wandte er sich der Bahre Freislers zu, starrte unbewegten Gesichtes, schweigend und grüblerisch lange auf den Leichnam, beugte sich endlich hinunter und schloß mit behutsamen Fingerspitzen die Lider über Freislers Augen.

Ob jemand verletzt sei, fragte er dann hastig.

"Ja, aber offenbar nur leicht. Ein Wachtmeister, der im selben Raum war, als die Bombe einschlug." Ob der Oberstabsarzt nach ihm sehen wolle? Der Wachtmeister sei nebenan im Sanitätsraum.

Der Wachtmeister erkannte den Oberstabsarzt sofort. Er hatte am selben Morgen schon mit ihm gesprochen und einige Male am Tage vorher. Es waren Gespräche von der ungenuten Art, die oft und quälend an der Pfortnerloge geführt wurden. Der Oberstabsarzt hatte Freisler sprechen wollen. Er komme geradeswegs von der Front, hatte er beschwörend

t werden, ob es etwas Kostbareres
n sie überlegen. Ein alter Mann aber
schicken aus dem Regal und meinte:

Bestränke s wohlfeil

JOHN COLLIER

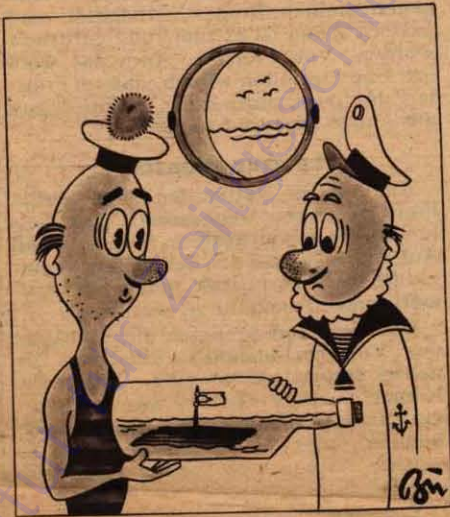
s die Er wird dann das Geld dafür schon zu
nußte sammelscharren."

„Aber Sie verkaufen wirklich Liebes-
tränke?“ fragte Austen.

„Wenn ich nicht Liebestränke ver-
kaufte“, sagte der Alte, „hätten ich die
andere Angelegenheit gar nicht er-
wähnt.“

„Und diese Tränke“, sagte Austen,
„sind doch nicht etwa einfach nur . . .“

„Durchaus nicht“, versetzte der Alte.
„Ihre Wirkung ist anhaltend. Gleichgül-
tigkeit wird in Liebe verwandelt, Ver-
achtung sogar in Anbetung. Geben Sie
einer jungen Dame nur ein paar Tropfen
davon — es schmeckt weder in der Suppe



„Immer nur Segelschiffe bauen finde ich
langweilig!“

noch in Orangensaft vor —, und sie, wie
vergnügungssüchtig und leichtsinnig sie
auch sein mag, wird sich völlig ändern.
Sie wird sich nichts anderes wünschen als
Einsamkeit und — Sie.“

„Das kann ich kaum glauben“, ver-
setzte Austen. „Sie geht doch so gerne
auf Gesellschaften.“

„Sie wird nicht mehr daran denken.
Sie wird befürchten, Sie könnten dort
hübschere Mädchen treffen.“

„Wird sie wirklich eifersüchtig sein?“
rief Austen begeistert aus. „Auf mich?“

„Natürlich. Sie wird Ihnen alles sein
wollen.“

„Das ist sie bereits. Aber ihr liegt
nichts daran.“

„Es wird es aber, sowie sie das hier
eingenommen hat. Dann wird ihr un-
geheuer viel daran liegen. Sie werden
für sie ein und alles sein.“

Meine Zeit 3/1252 EDVING-106-13

ROLAND FREISLER

Der Anwalt des Teufels

VON ANTON GELDNER

Der Staatsakt für den toten Freisler war im Krematorium Wilmsdorf. Thierack sprach. Er, der Kalte, fand sogar überschwengliche Worte und verstand es, seiner Stimme Wärme zu geben.

Die Urne mit der Asche wurde zum Waldfriedhof Dahlem gebracht. Und hier, in einer privaten Beisetzungsfeier, sprach ein Geistlicher, so wie es Frau Freisler gewollt hatte.

Zwei der nächsten Helfer seiner blutigen Geschäftigkeit fehlten bei Freislers Totenfeier. Sein Adjutant und häufigster juristischer Beisitzer, Landgerichtsdirektor Stier, und Ingenieur Kurt Wernicke, der als Vertreter der Parteihierarchie in

brannte aber nicht, wie sich herausstellte, das Haus seines Vaters, sondern die danebenliegende Kirche, die sein Vater als Pfarrer betreute. Stier half beim Löschen. Ein Balken fiel und zerschlug ihm den Schädel.

Auch ein Vertreter der Reichsanwaltschaft fehlte. Einer der schärfsten und unbarmherzigsten Ankläger vor dem Freislerschen Tribunal. Ihn hatte die Panik gepackt. Er flüchtete. Fahnder fanden ihn in einem abseitigen Ort am Neckar und brachten ihn zurück.

„Vor ein Standgericht mit ihm und aufhängen!“ verlangte Thierack, der von dem Fall erfuhr.

Schließlich brachte man ihn dahin, von seiner Forderung abzustehen, und er ließ die Verhandlung gegen den geflüchteten Staatsanwalt vor dem Volksgericht zu. Urteil: Vier Jahre Gefängnis, von denen der Staatsanwalt einige Wochen bis zum Zusammenbruch absaß und sich damit die Bescheinigung für sein politisches Märtyrertum verdiente. Er kam als Opfer des Naziregimes bald zu besserer Würde und zu bedeutenderem Amt.

Das Ende des Volksgerichtshofes

Freislers Tod wurde erst viele Tage später, und dann auch nur mit wenigen knappen Zeilen zwischen belanglosen Nachrichten, in einigen Zeitungen bekanntgegeben. Das Gerücht war bereits schneller gewesen. Es wußte befriedigt zu berichten, einige Freunde und Verwandte von Widerstandskämpfern, denen Freisler das Todesurteil gesprochen hatte, hätten sich zum entschlossenen Handeln zusammengefunden und den Blutrichter im Keller des Volksgerichtshofes erschlagen; nach anderen Versionen erdrosselt oder gehängt. Das Gerücht blieb beharrlich dabei. Auch nach der informierenden Zeitungsmeldung. Die sei natürlich Lüge, hieß es, wie fast alles in den Zeitungen Lüge sei.

In den ersten drei Wochen nach Freislers Tod ruhte die tödliche Betriebsamkeit des Volksgerichtshofes ganz. Der Gebäudekomplex in der Bellevuestraße war nur noch ein chaotisches Trümmer-



„Siehst du, Elsa, ich hab' dir doch gesagt, daß ich kein Italiensch kann!“

fast allen großen Prozessen ein gefügiger und fanatisch mitrichtender Beisitzer gewesen war. Wernicke war beim selben Angriff in einem Keller der Innenstadt unweit des Volksgerichtshofes von rutschenden Trümmern erschlagen worden. Stier von der Bahre Freislers weg nach Hause gestürzt, als ihn die Nachricht erreichte, seines Vaters Haus brenne. Es

Modische Damen- und Herren-
WINTERMÄNTEL
und
TRENCHCOATS
mit ausknöpfbarem Winterfutter und viele andere preiswerte Textilien sofort gegen **BEQUEME TEILZAHLUNG**
ANZAHLUNG ab 33,50 DM. - Verlangen Sie heute noch kostenlos Bildkatalog Nr. 1. Postkarte genügt! Umtausch- u. Rückgaberecht!
WEHA-Versandhaus
HAMBURG 36, ALSTERARKADEN 13

Einnehmen zum Klügerwerden...

Kann man das? Viele Tausende, die es vor Ihnen versucht haben, sagen ja! Und die Erklärung:

SUKROL

enthält die rasch aufbauenden Gehirn-Nährstoffe Glutaminsäure, Lecithin und Phosphat.
100 Dragees DM 3.50.
Bildprospekt auf Wunsch kostenlos.

FÜRSTENFELDER CHEMIE - G. m. b. H.
Fürstenfeldbruck 317 Obb.

Diesmal aber

zeitig an Weihnachten denken und den 212 seitigen Photohelfer mit all den guten Markenkameras zu 1/3 Anzahlung, Rest in 6 Monatsraten, den herrlichen Bildern und guten Ratschlägen kommen lassen von der Welt größtem Photohaus



DER PHOTO-PORST Nürnberg A 4



Gaben zum Fest

Es gehört zur Kunst des Lebens, Freude auch dann zu bereiten, wenn wie heute die Mittel knapp sind. Das sollten wir alle wieder lernen: kleineren Gaben durch Herzlichkeit einen Gemütswert zu verleihen, der sie zum wirklichen Geschenk macht.

Unser Gabentisch zeigt Ihnen eine Auswahl erlesener und bewährter kosmetischer Präparate, die jede Dame mit Freuden als Geschenk entgegennimmt:

Eukutol 3 als Tagescreme, hautmattierend, hautbelebend und hautverschönend, von wunderbarem Duft
DM —.70 und 1.20

Eukutol 6 fetthaltig, für die Nacht, für Sport, Massage und im Haushalt, eine vollendet reine, dezent parfümierte Hautcreme
DM —.45 und 1.20

Eukutol - GESICHTSTAU, erfrischend wie der Tau am Frühlingsmorgen, hautreinigend mit großer Tiefenwirkung
DM 2.40

Eukutol - SEIFE, eine apart parfümierte Luxusseife
DM 1.—

Eukutol - KÖRPERPUDER
ein feiner Puder von exquisitem Duft
DM 1.80

Schenken ist eine Kunst. Die Eukutol-Serie hilft Ihnen, diese schöne Kunst zu üben.

Eukutol
DIE BIOLOGISCHE HAUTPFLEGE

Bestrahle dich gesund!
TIEFENSTRALER ASTRALUX
Original Vienna
gratisprospekt
ASTRALUX-MÜNCHEN
KAUFINGERSTRASSE 33

feld. Der Mechanismus der bürokratischen Geschäftsordnung war durcheinandergeraten. Viele Akten waren verbrannt, die geretteten in wüster Unordnung. Ende Februar endlich — der Volksgerichtshof hatte jetzt im Landgericht Potsdam sein neues Quartier bezogen — war man so weit, daß die Verhandlungen beginnen sollten. Doch nun ergab sich eine unerwartete Schwierigkeit: es fehlten immer wieder Angeklagte, und niemand wußte, wo sie waren. Die zuständigen Abteilungen der Gestapo, die Auskunft hätten geben können, waren fast alle ebenfalls verschwunden seit demselben Angriff, der den Volksgerichtshof zerschlagen hatte und dem auch das Gestapohauptquartier in der Prinz-Albrecht-Straße zum Opfer gefallen war. Es geschah fast jeden Tag, daß Richter Verhandlungen vertagen und ratlos zugeben mußten, es seien zwar Akten da, aber keine Angeklagten.

Schließlich zeigte sich ein Verteidiger besser informiert als die Senatspräsidenten des Volksgerichtshofes und die Beamten des Justizministeriums. Die Gestapo hatte — so konnte er berichten — rund zweitausend ihrer Gefangenen auf Spreekähnen geladen und auf dem Wasserwege mit unbekanntem Ziel aus Berlin abtransportiert. Vermutlich in Richtung Süddeutschland. Recherchierende Volksgerichtshofbeamte — sie wurden sofort in Scharen losgeschickt — stellten mit vieler Mühe fest, daß des Anwalts Informationen stichfest waren. Sie brachten die Nachricht, die Gefangenen seien auf Kähnen bis Torgau an der Elbe transportiert worden, dort hatte man sie in Züge geladen und in bayrische Gefängnisse oder Konzentrationslager gebracht. Die meisten nach Flossenbürg.

Nur wenige Häftlinge der Gestapo waren in Berlin geblieben. Einige von ihnen wurden noch in den Kellern unter den Ruinen des Gestapohauptquartiers in der Prinz-Albrecht-Straße gefangen gehalten; auch v. Schlabrendorff, den zum Tode zu verurteilen der Tod-Freiersler gehindert hatte. v. Schlabrendorffs neuer Termin vor dem Volksgerichtshof war Mitte März. Er verteidigte sich mit Haltung, geschickt und behende. Was er vor der Gestapo gestanden habe, sei

brutal erpreßt. Die Mißhandlungen schilderte er mit solcher Eindringlichkeit, daß den Richtern das Grauen im Gesicht stand. Der Staatsanwalt erklärte, er habe den beschuldigten Gestapobeamtten vernommen und v. Schlabrendorffs Angaben bestätigt bekommen.

v. Schlabrendorff wurde freigesprochen. Draußen vor der Tür nahm ihn die Gestapo wieder in Empfang. Senatspräsident Crohne, der v. Schlabrendorff freigesprochen hatte, setzte alle Hebel in Bewegung, ihn der Gestapo zu entreißen. Der eifrige Verteidiger, Rechtsanwalt Boden, versuchte, v. Schlabrendorffs Aufenthalt zu erfahren. Sogar Offiziere des sogenannten Ehrengerichtshofes, der v. Schlabrendorff aus der Wehrmacht ausgestoßen hatte, suchten sein Schicksal zu wenden. Die Gestapo blieb abweisend und stumm.

Sie hatte ihn nach Flossenbürg gebracht. Von da wehte ihn ein unerklärlicher Zufall nach Dachau; dort verschlug ihn ein wunderliches Mißverständnis — seine Begleitpapiere waren zudem verlorengegangen — in die Gruppe der Ehren- und Sippenhäftlinge, und mit ihnen wurde er auf einen Transport geschickt und endlich in Südtirol befreit.

*

Zum letztenmal trat ein Senat des Volksgerichtshofes am 21. April, einem Samstag, zusammen. Doch wurde nicht verhandelt, denn es fehlte, wie so oft zuvor in den letzten Wochen, wieder der Angeklagte.

Am Tage war ein Fernschreiben von Thierack gekommen — Thierack hatte sich bereits von Berlin nach Norden abgesetzt —, das den Oberreichsanwalt und den Chefpräsidenten anwies, unverzüglich nach Schwerin zu kommen. Alle Akten sollten verbrannt werden, und das Personal des Volksgerichtshofes sollte sich bereit halten, einige Tage später Potsdam zu verlassen, um zum neuen Sitz des Volksgerichtshofes, er werde noch genannt, überzusiedeln.

Am 22. April wurde draußen von dem Portal des Landgerichts Potsdam das Schild „Volksgerichtshof“ unauffällig abgenommen. Und drinnen begann die Liquidierung der gefürchteten Institution.

sie feindlich an. Dann forderte er sie auf, ihm zu folgen. Ein kleines Zimmer nahm sie auf.

„Ich überlege mir, ob ich Sie nicht festnehmen lassen sollte“, begann der junge Mann das Gespräch. „Was wollen Sie hier?“

„Den Präsidenten sprechen!“

„Was soll das? So etwas gibt es nicht!“ Was ihr überhaupt einfallt.

Ihr falle ein, für ihren Mann einzutreten.

Ihr Mann sei ein Verbrecher, schrie der junge Mann. Für das, was er getan habe, seien nicht ein, sondern viele Tode angebracht. Er rannte hinaus und kam sofort mit einer dicken Akte zurück. Und schreiend verlas er aus Protokollen, was Erich Ohser bei Gestapo-Vernehmungen zugegeben hatte. Das war nicht viel, eigentlich nicht mehr als sein Eingeständnis, in Gesprächen mit Knauff und Schultz die deutschen Siegeschancen gering geachtet zu haben. Der junge Mann steigerte sich immer mehr in eine künstliche Erregung hinein und brüllte schließlich Frau Ohser an:

„Warum haben Sie Ihren Mann überhaupt allein gelassen? So etwas kommt dabei heraus, wenn Frauen ihre Männer allein lassen!“

„Goebbels hat ja verfügt, daß Mütter mit Kindern evakuiert werden sollen.“

Kurz vor 20 Uhr, im Haus war es still geworden, und die Büros schienen schon leer, kam eine junge Frau, offenbar eine Sekretärin, aus einem Zimmer und sah betroffenen Frau Ohser sitzen. Auf wen sie warte?

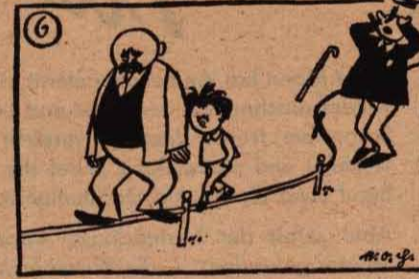
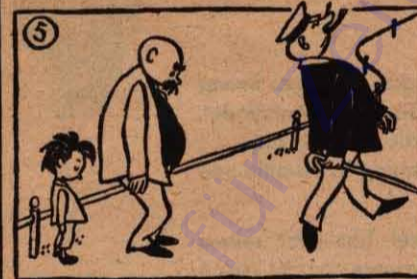
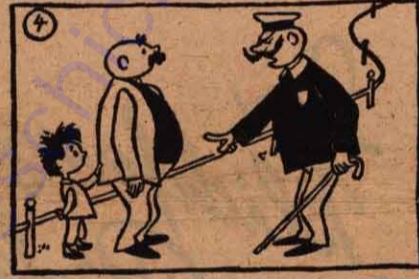
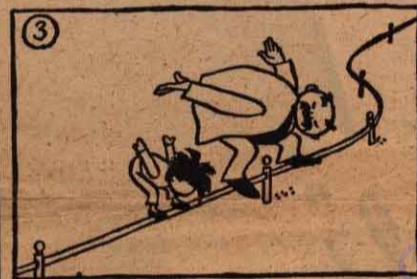
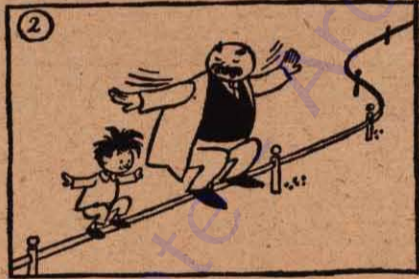
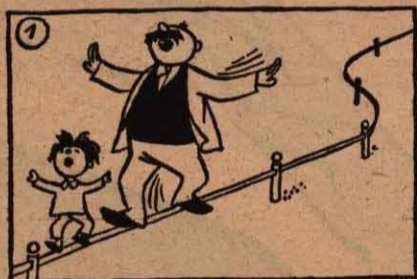
„Auf Freisler.“

Er komme nicht mehr, sei telefoniert worden, sagte die Sekretärin und schien sich jetzt Frau Ohser und ihres Anliegens zu erinnern. Sie hatte eine forsche und zugleich betont zurückhaltende Art.

„Können Sie mir wenigstens den Namen des Anwalts meines Mannes nennen?“ bat Frau Ohser.

„Nein, das darf ich nicht“, bedauerte die Sekretärin. „Übrigens können Sie allein hier nicht mehr hinaus. Ich muß Sie durch die Pforte bringen, aber vorher muß ich noch telefonieren.“

Und sie ging in ein Zimmer zurück, ließ aber die Tür offen. Dann hörte Frau Ohser sie am Telefon sprechen. Und sie erriet bald, daß das Gespräch um ihren Mann ging. Die Sekretärin duzte ihren Gesprächspartner. Sie versprach, mit den Akten Ohser um 21 Uhr zu kommen. Sie nannte Namen von Ohser's Freunden, die sie als Zeugen zu laden vorschlug. Nur mit wem das Gespräch geführt wurde, konnte Frau Ohser nicht erraten.



Hoffungsloser Fall!

Vater und Sohn. Der Schöpfer dieser beiden berühmten Figuren war Erich Ohser. Er zeichnete unter dem Pseudonym e. o. plauen die Schelmenstreiche des rührenden Paares für die damalige „Berliner Illustrierte“. (Aus „Vater und Sohn“, Südverlag Konstanz.)

Schließlich wurde er ruhiger, und er verstand sich sogar dazu, sie sprechen zu lassen. Und dann zeigte er fast so etwas wie Teilnahme und Versöhnlichkeit. Gut, er wolle sich dafür verwenden, daß Freisler sie empfangt. Jetzt freilich sei er nicht da.

Er ging hinaus, und Frau Ohser hörte ihn telefonieren.

Dann kam er zurück und sagte, Freisler werde bald kommen; wenn sie warten wolle...

Er wies ihr einen Platz auf einer Bank draußen im Flur an.

Und sie wartete.

Es wurde Mittag.

Es wurde Nachmittag.

Und es wurde Abend.

Freisler kam nicht. Und niemand kümmerte sich um sie. Als das Licht im Treppenhaus angeknipst wurde, schloß sie die ermüdeten Augen und suchte sich vorzustellen, was ihr Mann jetzt tue.

Später erfuhr sie, daß es wohl um diese Zeit gewesen sein mußte, als auch seine Gedanken sie suchten. Sein Brief von diesem Abend begann: „Eben wurde das Licht in der Zelle gelöscht, und ich schreibe Dir im Dunkeln. Vor etwas über einer Stunde wurde mir die Anklageschrift vorgelesen und gesagt, daß morgen Verhandlung sei. Vor Freisler...

Als die Sekretärin Frau Ohser hinausleitete, wick sie freundlich und bestimmt jedem Gespräch aus.

„Seien Sie morgen kurze Zeit vor der Verhandlung da“, riet sie, „vielleicht können Sie dann mit Freisler und vielleicht sogar ein paar Worte mit Ihrem Mann sprechen.“

Flucht nach vorn

Natürlich kam Frau Ohser am nächsten Morgen — die Verhandlung sollte um 9 Uhr beginnen — viel zu früh. Und wieder begann das zerfasernde Warten. Um 8.30 Uhr wurde ihr bedeutet, der Präsident sei in einer Besprechung und dürfe nicht gestört werden. Später vielleicht. Ein Wachtmeister führte sie zurück in das Vordergebäude. Er hätte ihr sagen können, daß diese Besprechung, laut und lärmend, um ihren Mann ging, daß telefoniert wurde und durch das Telefon Goebbels geschrien habe und Thierack, der Justizminister, und daß danach Freisler hysterisch durch die Räume getobt habe, gekränkt wie einer, der sich um Erfolg und Anerkennung betrogen sah.

Der Raum, in den er sie führte, war groß. Aber man hatte unzählige Stühle in ihn hineingetan und bis zur Decke hochgestapelt; so war nur Platz für einen breiten Durchgang zu einem Nebenraum geblieben; durch die geöffnete Tür war

EDA06-106-136
nebenan hinter einer langen Tischreihe eine große Hakenkreuzfahne zu sehen, davor stand auf schmalem Podest eine Hitlerbüste.

Der Wachtmeister wies nach nebenan und sagte: dort werde das Gericht tagen.

„Wird mein Mann denn hier durchkommen?“

Er antwortete nicht, zuckte nur unbestimmt mit den Schultern. Bald kamen die ersten Leute. Erst vereinzelt, dann in Gruppen. Die meisten trugen Uniform. Viele die der Partei. Einige gingen sofort selbstsicher in den Verhandlungsraum. Andere blieben zögernd zwischen den hohen Stuhlwänden stehen. Es kam ein Mann, der sich Frau Ohser als der Anwalt ihres Mannes vorstellte. Er war älter, hatte ein gedrücktes Wesen und suchte verlegen und ratlos nach aufmunternden Worten. Nein, er habe ihren Mann noch nicht gesprochen, das werde er gleich kurz tun können. Akten und Anklage kenne er erst seit gestern abend.

Dann wurde Knauff von zwei Polizisten durch den Raum geführt. Während man ihm seine Handschellen abnahm, sah er Frau Ohser an und lächelte mühsam.

„Kommt jetzt mein Mann?“ fragte sie atemlos den Anwalt.

Der war verwirrt und schaute wie sie gespannt zum Eingang.

„Ich weiß nicht, was das bedeuten soll“, sagte er dann zögernd.

„Kann das etwas sein, was gut für meinen Mann ist?“ fragte sie aufgeregt.

„Ich weiß es nicht.“

In der nächsten Ausgabe:
**Am Fernschreiber hockte der Tod
Freisler war Kommunist!**

Es kamen neue Uniformen. Es wurde inzwischen 9 Uhr. Nur Erich Ohser fehlte noch und das Gericht. Der Raum zwischen den Stuhlwänden wurde leer.

Das Gericht kam um 9.30 Uhr. Frau Ohser sah Freisler, auf den sie so lange gewartet hatte, nur einen Augenblick. Er schoß, den Kopf weit vorgereckt, die rote Robe hinter sich her wehend, an ihr vorbei. Einige Männer folgten ihm. Ihnen schloß sich der Anwalt an. „Warten Sie hier“, flüsterte er hastig.

Dann schlossen sich die Türen zum Nebenraum.

„Sie Mörder!“

Frau Ohser wartete. Bald war der Anwalt wieder zurück.

„Was ist mit meinem Mann?“ flehte Frau Ohser.

„Ich will“, murmelte der Anwalt, „doch zusehen, ob ich nicht einen Stuhl für Sie aus diesem Haufen hier herauskriege. Sie können doch nicht dauernd stehen.“

„Was ist mit meinem Mann?“

Da gab es der Anwalt auf, noch nach einem Stuhl zu suchen. Er wandte sich ihr zu und sagte leise und stockend:

„Ihr Mann hat sich das Leben genommen. Heute nacht. Er wollte das hier nicht mehr mitmachen.“ (Fortsetzung folgt)

Aus Fächern, Schränken, Schreibtischen, Regalen wurden Akten gezerzt, in den Keller geschafft und in den Heizungsöfen verbrannt. Die Ofen wurden den ganzen Tag mit Akten gefüttert und die ganze Nacht und darüber hinaus bis tief in den 23. April hinein.

In dieser Nacht vom 22. auf den 23. April starben auch die drei, denen Freisler, selbst schon im Schatten des Todes, als letzte einer langen Reihe das Todesurteil gesprochen hatte: Klaus Bonhoeffer, Rüdiger Schleicher und Hans John. Sie wurden auf Anweisung Thieracks von der Gestapo aus ihren Zellen im Gefängnis an der Lehrter Straße geholt, mit fünf anderen Opfern der Freislerschen Blutjustiz zu einer Gruppe zusammengetan, unter dem Vorwand, ihre Verlegung in ein anderes Gefängnis sei angeordnet, auf das Trümmerfeld des Ulap, eines früheren Vergnügungsparkes, getrieben und da niedergeschossen und zwischen den Ruinen liegengelassen. Einem aus der Gruppe dieser acht widerfuhr das Unfassbare, daß der Genickschuß, der ihn umwarf, nicht tötete. Trotz seiner schweren Verwundung brachte er, der Berliner war, es fertig, sich nach Hause zu schleppen. Er lebt heute noch.

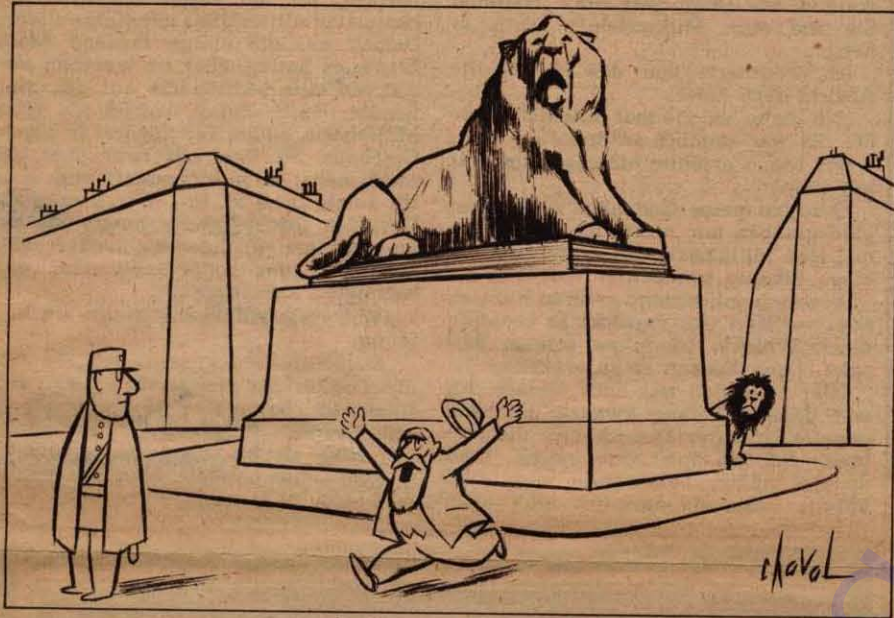
allein nehme alle Verantwortung auf mich!" verkündete Thierack im Lager Eselsheide den vergangenen Größen der Justiz, die sich hier zusammengefunden hatten.

Als er dann im Oktober 1946 durch eine Radiomeldung erfuhr, man bereite in Nürnberg gegen ihn und ehemals führende deutsche Juristen einen Prozeß vor, setzte er sich hin und schrieb an Klemm, er werde den Prozeß nicht mitmachen, denn er habe kein Vertrauen zu der Justiz, die nun komme. Da ihm also seine eigene zuverlässiger erschien, erhängte er sich. An der Latrinentür des Lagers.

Im Dezember 1947 wurden im Nürnberger Juristenprozeß die Urteile gesprochen. Keiner der Angeklagten wurde zum Tode verurteilt. Fast alle sind längst wieder frei.

Der Name Freisler beschäftigte im Jahre 1951 noch einmal staatliche deutsche Stellen. Freislers Witwe bat in einem Gesuch für sich und ihre Kinder, einer Änderung des Familiennamens zuzustimmen. Nach langwierigem bürokratischem Verfahren wurde dem Gesuch entsprochen.

Viele Bekannte Freislers haben mit ihren Erinnerungen in Gesprächen und



„Ein Löwe, ein Löwe!!!“

Die Hinrichtungsmaschine war in diesen chaotischen Tagen vor dem Zusammenbruch des Hitlerschen Reichs das einzige, was noch funktionierte. Thierack, mit brutaler Kälte bemüht, sie auf Touren zu halten, bestimmte: „Der Volksgerichtshof judiziert weiter!“ Zum neuen Platz des Bluttribunals wählte er Bad Schwartau bei Lübeck. Doch es kam zu keiner Verhandlung mehr. Ehe man sich eingerichtet hatte, war die Dönitz-Regierung da. Und die wollte nichts mehr von Thierack wissen. Der größte Teil der Beamten des Volksgerichtshofes zerstreute sich; der kleinere Teil der höheren Justizbeamten, die sich in der Nähe der neuen Regierung noch am sichersten glaubten, wurde, als die Alliierten kamen, verhaftet.

„Für das, was man der deutschen Justiz nun vorwirft, stehe ich gerade; ich

Briefen zu diesem Bericht beigetragen, Genossen seiner Jahre in Kassel, Angehörige des Justizministeriums, des Volksgerichtshofes, der Rechtsknappschafft, der Strafrechtskommission. Auch die Anwälte seiner Opfer und Leute aus der Partei. Sie gaben alle bereitwillig Auskunft über ihn; seltsame und widerspruchsvolle Auskunft eigentlich, wie es nach dem ersten oberflächlichen Eindruck scheinen wollte. Sie wußten von vielem Bösen, das man ihm nachsagte; jeder wußte sogar noch einiges Böses mehr zu berichten. Aber doch hieß es dann, aufgelöst und in wenige Worte gefaßt, immer: „Eigentlich war er doch nicht schlechter als andere auch.“

„Er war böse aus Einsamkeit“, sagten einige.

„Seine Tragödie war“, behaupteten verschiedene, „daß er auf eine laster-

ANZEIGE

Der kleine Fritz

rettet das Weihnachtsfest!

Die Bescherung war vorüber, jeder hatte sich gefreut über die gegenseitigen Geschenke. Nur Fritzchen, der sich beim Spielen die Hand verletzt hatte, konnte kein persönliches Geschenk anfertigen und hatte deshalb tief in seine kleine Sparbüchse gegriffen. Sein Geschenk aber war unter den vielen anderen nicht aufgefallen, und man merkte dem kleinen Kerl an, daß er sich bedrückt fühlte. Der Abend wurde länger, und die Feststimmung ließ merklich nach, denn die ungewohnten schweren Speisen belasteten allmählich den Magen. Vater verlangte dann einen „Un-

derberg“ — doch o Schrecken, Mutter hatte den zeitigen Einkauf vergessen. Da nahm Fritzchen die Mutter an die Hand, führte sie zum Gabentisch der Eltern und zeigte auf die Packung „Underberg“, die er als Weihnachtsgeschenk beige-steuert hatte. Ein besonderes Küßchen der Mutter auf beide Wangen, ein herzhaftes Klopfen des Vaters auf die Schultern des Jungen mit den Worten: „Das war wohl überlegt“ belohnten nachträglich den kleinen Spender. — So rettete Fritzchen mit „Underberg“ das Weihnachtsfest!

Farina

KÖLNISCH WASSER

JOHANNES

„Festgeschenke“

AUS DER ÄLTESTEN KÖLNISCH WASSER FABRIK

hafte Art der Rhetorik verfiel. Doch er war nur ein Zauberlehrling, der die Geister der Vernichtung beschwörte, aber sie nicht zu bannen verstand.“

„Ein überspannter Fanatiker“, argumentieren andere.

Aber wenn sie gefragt wurden: „Was hat er Gutes getan? Wo aber war er wirklich gütig, wann hat Freisler einmal, ein einziges Mal nur, sein Herz sprechen lassen?“ Dann fielen alle Ge-

fragten in Nachdenken. Und wenn man sie drängte: „Erzählen Sie eine einzige gute Tat dieses Menschen, sie soll in diesem Bericht ihren Platz finden!“ dann fand niemand eine Antwort.

Kein einziger.

Und dieses Schweigen war eigentlich das Böseste, das man überhaupt über einen Menschen sagen konnte.

ENDE

Ehe mit Millionärinnen

Von Karl Pacher

Ich war zum erstenmal in der Bar. Es war ein trauriges Lokal. Eine einsame Barfrau las in einem billigen Schmöker, der Ober füllte in einer Ecke sogar einen Totoschein aus, und neben mir an der Theke saß der einzige Gast, der stumpfsinnig den Würfelbecher kippte. Das Klappern der Würfel ging mir allmählich auf die Nerven.

Ich wollte schon „Zahlen“ sagen, da wachte der Würfler plötzlich auf, und wie ein Angler den Köder auswirft, so warf er mir einen Satz hin. „Heiraten Sie nie eine Millionärin!“ sagte er heiser.

Ich versicherte ihm, daß ich nie die Absicht dazu hätte.

„Ich habe es viermal erlebt!“ sagte er. „Es war ziemlich schlimm!“

Der Mann erzählte Märchen, das war mir klar.

Er schien meine Gedanken zu erraten: „Sie glauben mir nicht? Ich habe viermal eine Millionärin geheiratet und nie einen Pfennig gesehen!“

Wahrscheinlich stand er unter Kuratel, oder der Kerl war verrückt. Er bestellte einen Whisky. Ich folgte seinem Beispiel. Dann begann er zu erzählen:

„Der erste Fall war noch einfach. Ich war damals Anfang zwanzig und ein ganz brauchbarer Mensch. Nur die fixe Idee, daß ich mir eine reiche Frau angeln müßte, beherrschte mich, und hübsch sollte sie natürlich auch sein.

Aber wie stellen Sie das an, wenn Sie nur ein kleiner Angestellter sind? Und der war ich. Da las ich einmal in einer Zeitung das Inserat einer Heiratsvermittlung: »Millionärstochter sucht Ehepartner. Geld Nebensache!« Es war ein Wink des Schicksals. Ich ging hin, ich lernte die Millionärstochter kennen. Ein hübsches, ja sogar rassiges Mädchen. Im Hintergrund die Million, was wollen Sie mehr? Da war ich sofort Feuer und Flamme, sie leider nicht. Sie war der Ansicht, ich sei nicht ihr Typ. Der Heiratsvermittler pries mir einige andere Damen an, die einige tausend Mark Ersparnes hatten, aber ich war nun einmal auf eine Millionärin aus. Ich ging wieder. Durch Zufall traf ich die erste Millionärin einige Tage später in einem Caféhaus. Sie kam mir zwar jetzt gar nicht mehr so millionenhaft vor, aber ich setzte mich zu ihr. Wir kamen ins Gespräch. Ich gefiel ihr besser als bei unserem ersten Zusammentreffen. Wir verliebten uns sogar ineinander und heirateten kurzerhand!“

„Wie viele Millionen?“ fragte ich bei-läufig.

„Natürlich keine!“ sagte er. „Sie war die Tochter des Heiratsvermittlers. Der Unmensch hatte sie als Lockvogel in sein Geschäft eingebaut. Er war natürlich böse, als ich ihm seine beste Zugnummer wegschnappte, aber ich ärgerte mich auch nicht wenig.“

ROLAND FREISLER

Der Anwalt des Teufels

VON ANTON GELDNER

Dieser dramatische Bericht wurde nach monatelangen sorgfältigen Untersuchungen niedergeschrieben. Er schildert das brutale Wirken, das bisher unbekannte Privatleben und den Tod Roland Freislers, der als Präsident des Volksgerichtshofes überliefertes Gesetz zum Werkzeug der Tyrannei machte. Das Schicksal der Männer und Frauen wird lebendig, die durch seinen Urteilsspruch am Galgen oder auf dem Schafott starben.

Die Verhandlung ist morgen

Frau Ohser war mit ihrem Jungen von Berlin in einen kleinen Ort nach Württemberg gezogen. Ihr Mann, der Zeichner der berühmten „Vater-und-Sohn“-Bilder, blieb zurück. Ende März ließ er plötzlich, gegen alle Gewohnheit, nichts mehr von sich hören. Bestürzt über das unerklärliche Schweigen, telegrafierte sie an ihn, bekam aber keine Antwort. Dann versuchte sie mehrmals, ihn telefonisch zu erreichen. Es meldete sich niemand, mußte sie hören. Endlich rief sie ihren Bruder in Berlin an. Das war am 3. April, einem Dienstag in der Woche vor Ostern 1944.

„Was ist mit Erich los?“ fragte sie aufgeregt. „Warum höre ich nichts von ihm? Ist etwas passiert?“

Der Bruder sprach zögernd und behutsam und ratlos: „Ich weiß auch nichts. Ich habe ihn seit einer Woche nicht gesehen. In der Wohnung ist er nicht. Einmal, als ich da anrief, war Hauptmann Schultz am Apparat. Erich sei plötzlich verreist, sagte er. Mit Knauff. Wahrscheinlich für lange Zeit. Wohin, wisse er nicht. Ich dachte erst, er sei vielleicht zu dir gefahren. Ja, es ist alles so seltsam; ich fürchte fast, hier stimmt etwas nicht.“

„Ich bin morgen in Berlin!“ sagte Frau Ohser entschlossen.

„Du kannst doch jetzt nicht...“

„Doch, ich kann“, unterbrach sie entschieden. „Bis morgen also.“ Und sie legte heftig den Hörer auf die Gabel. Sie wollte keinen Widerspruch mehr hören.

Dann kam das Schlimmste. Sie mußte es ihrem Jungen sagen. Sie saß im Krankenhaus an seinem Bett und versprach flüsternd:

„Es sind ja höchstens zwei oder drei Tage. Dann bin ich wieder zurück. Bitte, bitte, widersprich nicht“, flehte sie. Der Junge schüttelte ganz wenig seinen Kopf, der

schwer im Kissen lag. Sein Gesicht, fiebergerötet, war mutlos und verzweifelt, sein Mund fest zusammengepreßt und ohne Lächeln. Aber er widersprach nicht.

„Gehen Sie wieder hinein zu ihm“, drängte später der Arzt. „Sagen Sie ihm, daß Sie nicht fahren. Begreifen Sie doch, Sie können jetzt nicht reisen!“

Der Arzt sprach gereizt und ungeduldig. „Wie denken Sie sich das eigentlich? Der Junge braucht Sie. Daß Sie bei ihm sind, ist bei seinem Zustand wichtiger als alle Hilfe, die wir ihm hier geben können. Das ist das eine. Aber auch wenn das nicht wäre, ließe ich Sie nicht fahren. Denn da ist noch das andere. Wann haben wir Sie hier aus dem Krankenhaus entlassen? Am Samstag, nicht wahr? Das ist jetzt knapp drei Tage her. Gut, wir haben Sie Gott sei Dank wieder auf die Beine stellen können. Aber mehr nicht. Um ganz gesund zu werden, brauchen Sie noch eine Menge Zeit und vor allen Dingen Schonung. Sie würden im überfüllten Zug zusammenklappen, ehe Sie überhaupt Berlin erreichten. Wollen Sie das riskieren? Nur weil Ihr Mann ein paar Tage nicht geschrieben hat?“

„Nein, nicht darum. Aber ich spüre, daß er mich braucht.“

„Ihr Junge braucht Sie auch.“

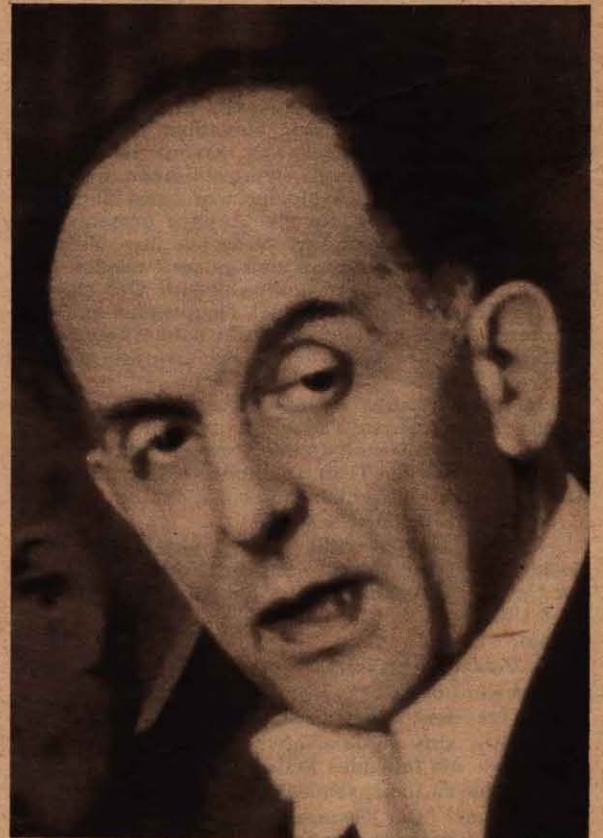
„Herr Doktor, quälen Sie mich nicht. Ich weiß, mein Junge ist nicht verloren bei Ihnen, aber vielleicht ist mein Mann verloren, wenn ich ihn jetzt allein lasse.“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Vielleicht muß ich ihn bei der Gestapo suchen“, sagte sie leise. „Mein Mann ist nicht immer vorsichtig in seinen Reden.“

Abends fuhr sie ab.

Morgens, mit stundenlanger Verspätung, kam sie nach Berlin, das sie kalt, grau und mürrisch empfing.



Roland Freisler, Präsident des Volksgerichtshofes. Vor seinem Richtertisch standen mutige Rebellen und einsichtsvolle Warner ebenso wie Menschen, die nur ein unvorsichtiges Wort dahergeredet hatten. Freisler verfolgte sie alle mit tödlicher Brutalität, bis er seine Opfer auf dem Schafott oder hinter Gittern wußte. Nur wenige entkamen seiner Anklage, ohne aus seinem Munde das vernichtende Urteil zu hören.



Die roten Roben. Im großen Plenarsaal des Volksgerichtshofes in der Berliner Bellevuestraße tagten in roten Roben die Richter des meistgefürchteten Gerichtes jener Tage. Hier beugte der Präsident dieses Gerichtes, Roland Freisler (Mitte), mit seinen Helfern rücksichtslos das überkommene Recht so, wie es ein brutales System von ihm erwartete.

Noch vom Bahnhof aus, sie wollte keine Minute verlieren, telefonierte sie. Sie rief die Wohnung an, in der ihr Mann untergekommen war. Einmal mußte sich doch einer melden. Es wohnten noch sein Freund Knauff, ein Schriftsteller, da und noch ein Hauptmann Schultz. Sie hörte das Weckzeichen drüben. Aber niemand meldete sich. Dann telefonierte sie mit ihrem Bruder. Sie sei nun da. Ob er etwas Neues erfahren habe. Nein? Dann werde sie in den Verlag gehen. Ja, sofort. Nein. Sie wolle nicht erst kommen und frühstücken und ausruhen. Ihr eile es jetzt, klar zu sehen.

Wenig Minuten später im Zimmer des Generaldirektors des mächtigen Verlagshauses an der Kochstraße erfuhr sie, ihr Mann war verhaftet. Seit einer Woche schon.

„Warum, um Gottes willen, hat man mir denn keine Nachricht gegeben?“

Der Generaldirektor zögerte mit der Antwort. Dann sagte er widerwillig:

„Wir durften nicht.“

„Was haben Sie für ihn getan?“ drängte Frau Ohser. Des Generaldirektors rotes Gesicht färbte sich noch mehr. Seine Schultern zogen sich hoch.

„Wir haben uns bemüht, Frau Ohser. Wir haben alles getan... aber Sie wissen ja selbst, wie das ist... Warum hat er seinen Mund auch nicht halten können?“ fügte er erbittert und unvermittelt hinzu.

„Wie ist das alles gekommen?“ fragte sie verzweifelt.

Es war so gekommen: Erich Ohser, sein alter Freund Knauff und das Ehepaar Schultz, alle ausgebombt und eingewiesen in die Wohnung eines zur Wehrmacht einberufenen Arztes und angewiesen auf gegenseitige Rücksichtnahme, hatten sich, so schien es erst, gut zusammengefunden. Ohser und Knauff rückten unbekümmert die Grenzen der Vertraulichkeit ihrer Gespräche weit über alles hinaus, was sonst allgemein geboten schien. Besonders die Stunden gemeinsamen Wartens im Luftschutzraum förderten ihre Neigung, frischweg zu „greueln“, wie man es gern nannte. Man war ja einander vertraut und unter sich. Daß sich dabei das Ehepaar Schultz in der Hauptsache nur aufs Zuhören beschränkte, auf ein eifrig aufmerksames Zuhören freilich, fiel kaum auf. Es widersprach niemals. Also mußte es im Einverständnis sein.

Nun, es war nicht im Einverständnis, Hauptmann Schultz führte genau Tagebuch über die Gespräche. Und in einer schlechten Stunde legte er dies Tagebuch der Gestapo auf den Tisch. Die holte Ohser und Knauff danach in aller Herrgottsfrühe ab.

„Ist er noch bei der Gestapo?“

„Nein. Es war ja nicht viel zu untersuchen. Und Goebbels bestand darauf, daß die Verhandlung noch vor Ostern durchgeführt wird. Sie ist morgen. Morgen um 9 Uhr.“

„Wo?“

„Im Volksgerichtshof.“

„Und wer führt sie?“

„Der Präsident selbst. Freisler.“

Es hörte sich an wie etwas Scharfes, Blitzendes, Kaltes, wie ein fallendes Beil.

„Ich gehe zu ihm“, sagte Frau Ohser und stand auf.

„Zu wem?“ Der Generaldirektor blieb sitzen und starrte sie verständnislos an.

„Zu Freisler!“

Da stand auch der Generaldirektor auf; er tat es in einer betont mißbilligenden Weise, so als wolle er zu erkennen geben, wie sinnlos es sei, darauf überhaupt einzugehen. „Halten Sie mich auf dem laufenden“, sagte er verabschiedend.

Bellevuestraße Nr. 3

Der Volksgerichtshof war in der Bellevuestraße, die den unruhigen Potsdamer Platz mit dem stillen Skagerrakplatz am Rande des Tiergartens verband. Es war eine kurze Straße mit wenig Verkehr und mit Häusern, deren Fassaden noch eigensinnig die Atmosphäre ferner Gründerjahre anhaftete. Das Haus Nr. 3, an dem ein Schild klein und unauffällig und — wie es schien — fast schamhaft auf den Volksgerichtshof hinwies, lehnte schmal und eindrucksvoll rechts an der breiten Front des Hotels Esplanade; es wirkte verwirrend in seiner Anspruchslosigkeit an Raum und Größe, es verführte zu dem Eindruck, als habe man Umfang und Bedeutung des schrecklichen Geschäftes, das hier betrieben wurde, maßlos überschätzt, als könne die Behörde hier nur klein sein, da ihr so offensichtlich diese beengte Unterkunft genüge.

Dabei war es so, daß dies bescheidene Vorderhaus nur eins von den vier Gebäuden des Volksgerichtshofs war. Es verbarg nur die anderen, die nach hinten in einem weiträumigen Hof lagen. Das Hauptgebäude auf der linken Hofseite war ursprünglich das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, das im Berliner Jargon „Lackstiefel-Gymnasium“ hieß, weil es in der Kaiserzeit seine Schüler nur unter den Söhnen hoher Militärs bei Hof gewählt hatte. Dies Hauptgebäude brannte nach einem Angriff im Jahre 1943 mit seinen Bürozimmern und den aufdringlich protzenden Verhandlungsräumen aus. Wäre das nicht geschehen, so hätten einige Männer des Aufstandes gegen Hitler ihr Todesurteil in demselben Saal, einer ehemaligen Aula, entgegengenommen, aus dem sie einige Jahrzehnte vorher der Schuldirektor in ihr Leben entlassen hatte. Nur die Keller blieben unversehrt erhalten und in den Kellern die Wartezellen der Angeklagten und die Luftschutzbunker.

Nach dem Brand fand man für die Verhandlungen im Vorderhaus, in dem früher viele Jahre lang das Heim einer großen Kunsthandlung gewesen war, notdürftig einen Platz, den zwei ehemalige Ausstellungsräume boten. Auf ein großes Auditorium freilich konnte man sich nicht einrichten. Dazu war es hier zu beengt. Deshalb gewöhnte man sich daran, nur ausgewählte Gäste zuzulassen, ganz so, wie es früher die Kunsthandlung bei besonderen Anlässen gehalten hatte. Und ganz so, wie ehemals Einladungen an Leute mit Beziehungen zur Kunst gingen, lud für Gründonnerstag, den 5. April 1944, das Propagandaministerium wichtige Leute mit Beziehung zur Kunst zu besonderem Anlaß in die Bellevuestraße Nr. 3 ein.

Da sollte es um das Schicksal des Künstlers Erich Ohser gehen.

„Ihr Mann ist ein Verbrecher!“

„Nee, nee, ich darf Sie nicht durchlassen. Wo denken Sie hin? Der Herr Präsident läßt Sie auch gar nicht vor. Ganz ausgeschlossen!“ sagte der Wachtmeister durch das Fenster des Pförtnerzimmers.

Frau Ohser stand draußen, schmal und blaß und elend und zum Umfallen erschöpft; sie zitterte vor Kälte, Unausgeschlafensein und Erregung.

„Aber ich muß ihn sprechen, verstehen Sie, ich muß! Ich bin seit gestern früh auf den Beinen, ich bin die ganze Nacht hindurch gefahren. Glauben Sie mir doch: ich muß ihn sprechen!“

„Das sagen alle. Jeden Tag kommen sie und sagen das. Aber ich darf keinen durchlassen. Übrigens ist er auch noch gar nicht da. Also gehen Sie mal ruhig, und ruhen Sie sich aus.“

„Nein, ich gehe nicht. Ich warte, bis er kommt.“

„Ich sage Ihnen doch, es hat keinen Zweck.“ Und der

Wachtmeister schloß das Fenster. Aber er öffnete es sofort wieder. „Ist es wegen Ihres Mannes?“

„Ja.“

„Sie wollen sicher erfahren, wann der Prozeß ist?“

„Nein, nicht deshalb. Das weiß ich. Er ist morgen.“

Der Beamte sah sie an und schüttelte den Kopf.

„Morgen? Da ist doch der Sensationsprozeß.“ Dann schloß er das Fenster.

Sensationsprozeß? Das traf sie wie ein Stoß. Sie lehnte sich gegen die Wand. Es war hier im Durchgang zugig und bitterkalt, und sie zitterte sehr. Sie zeigte sich entschlossen, zu bleiben und zu warten, wie lange es auch immer dauern sollte.

Es kamen und gingen Menschen, die durch das Portierfenster Ausweise zeigten und eilig weitergingen.

Jeder sah sie an, und sie sah jeden an. Der, auf den sie wartete, war nicht dabei. Sie wußte aus Fotos, wie er aussah.

Es kam ein anderer Wachtmeister und ging in das Portierzimmer. Er sprach mit dem Pförtner. Beide spähten zu ihr hinüber. Sie merkte, daß von ihr die Rede war. Und dann, inzwischen war mehr als eine halbe Stunde vergangen, kam der erste Wachtmeister zu ihr herüber und fragte:

„Haben Sie heute schon Kaffee getrunken?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Dann kommen Sie herein, wir haben eben Wasser aufgesetzt. Sie kriegen einen heißen Schluck, und aufwärmen können Sie sich auch; dann werden wir mal weitersehen.“

Drinnen war es warm und fast heimelig. Sie sah zu, wie der Pförtner fürsorglich und geschäftig herumhantierte, den Kaffee aufgoß und ihr behutsam die Tasse hinschob. Dann holte er aus seinem Frühstückspaket eine Stulle und reichte sie ihr hin. Ihrer Abwehr begegnete er mit brummiger Ungeduld.

„Essen Sie jetzt und trinken Sie, und dann werde ich Ihnen mal was sagen.“

Während sie aß und trank und spürte, wie gut es ihr tat, fragte er vorsichtig:

„Das ist doch Ihr Mann, der morgen... Ich dachte nur, weil der doch Plauen heißt und Sie doch vorhin gesagt haben, Sie heißen Ohser.“

„Mein Mann heißt natürlich auch Ohser“, erklärte sie, „Plauen ist sozusagen sein Künstlername. E. O. Plauen, verstehen Sie, Erich Ohser aus Plauen. Das ist nämlich seine Geburtsstadt.“

„Haben Sie denn wirklich einen Jungen?“ fragte er noch immer etwas mißtrauisch, wo Ihr Mann doch immer die schönen »Vater-und-Sohn«-Bilder gemacht hat?“

„Ja, wir haben einen Jungen“, sagte Frau Ohser leise. „Er liegt schwer krank in Württemberg in einem Krankenhaus, und ich mußte ihn gestern allein lassen.“

Da schwieg der Beamte verlegen und hilflos. Nachher, als er Frau Ohser Ungeduld spürte, sagte er:

„So, jetzt gehen Sie hier links raus, geradeaus über den Hof an der Ruine vorbei, und hinten, ganz hinten, steht ein Haus. Da gehen Sie rein und die Treppe rauf bis in den ersten Stock. Da sitzt der Herr Präsident. Sehen Sie zu, ob Sie Glück haben. Wenn Sie einer fragt, wer Sie reingelassen hat, dann sagen Sie, Sie sind hier durchgegangen, als ich gerade nicht hingekuckt habe. Das müssen Sie mir versprechen.“

Sie ging rasch über den Hof, mit klopfendem Herzen die Treppe des Hauses hinten hinauf bis in den ersten Stock. Da waren drei Türen. Sie klopfte aufs Geratewohl an der linken. Ein Mann öffnete.

Sie wolle zu Freisler.

Wie Sie hineingekommen sei? fragte der Mann zurück.

Es habe sie niemand aufgehalten, erklärte sie. Der Mann holte einen anderen: Der war jung, von dem gepflegten Aussehen eines Verkäufers aus der Konfektion, aber barsch und unfreundlich.

„So, Sie sind Frau Ohser“, sagte er erbittert und sah

(Fortsetzung Seite 14)



Die Todeszellen von Plötzensee. Das Kriegsende legte einen Teil der engen, trostlosen Gelasse des Berliner Gefängnisses frei, in dem Männer und Frauen nach dem Urteilsspruch Roland Freislers auf ihre Henker warteten.

119052 Neue Ill ED 106-106-14

ROLAND FREISLER

Der Anwalt des Teufels

VON ANTON GELDNER

Wer ist dieser Mann in der roten Robe, der sich während des zweiten Weltkrieges „Präsident des Deutschen Volksgerichtshofes“ nennt? Wem gehört dieses bleiche hochmütige Gesicht, das sich in falschem Pathos verzerrt, wenn es seine Anklagen gegen Rebellen und Freiheitskämpfer schleudert? Dieser Mann, der dem Tribunal des totalitären Regimes vorsteht und schreielnd Todesurteile verkündet, ist der von jedem verachtete ehemalige Rechtsanwalt Roland Freisler. Seine Lebensgeschichte ist der Roman eines Hysterikers und Scharlatans, die Geschichte eines gewissenlosen Ehrgeizlings.

II.

Im Frühjahr 1945 war der Zeichner Erich Ohser, der die berühmten „Vater-und-Sohn“-Bilderserien schuf, und sein Freund Knaufl, ein Schriftsteller, von der Gestapo verhaftet worden. Frau Ohser, die evakuiert war, bemühte sich in Berlin um das Schicksal der beiden. Die Verhandlung war bereits beim Volksgerichtshof, der unter der Leitung des Präsidenten Roland Freisler tagte, angesetzt. Dort mußte Frau Ohser erfahren, daß sich ihr Mann vor der Gerichtsverhandlung das Leben genommen hatte. Als man es ihr mitteilte, stand sie wie erstarrt.

Frau Ohser nahm verzweifelt die Hände hoch und legte sie vor das Gesicht. Der Anwalt sah schweigend und gequält zu.

Dann öffnete und schloß sich die Tür des Verhandlungsraumes. Es kam der Wachtmeister, der sie hergeführt hatte. Er flüsterte mit dem Anwalt. Der ging dann leise.

„Der Herr Präsident ist in der nächsten Verhandlungspause bereit, mit Ihnen zu sprechen, Frau Ohser“, sagte der Wachtmeister behutsam.

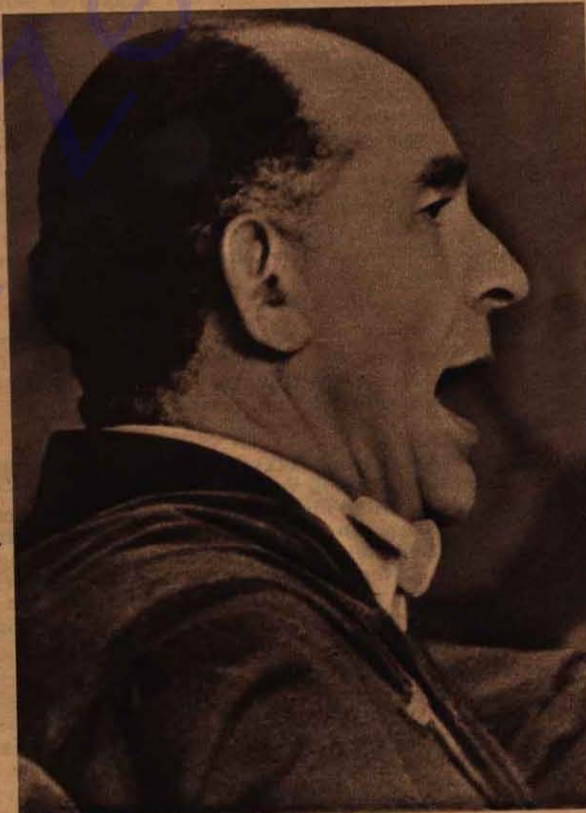
Sie nahm die Hände vom Gesicht und nickte mühsam und mechanisch.

„Ja, ich werde warten.“

Er sah sie unruhig und überlegend an und sagte dann mit unterdrückter Stimme und hastig und drängend: „Nein, warten Sie nicht, sprechen Sie nicht mit ihm. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen das rate. Aber glauben Sie mir, es ist bestimmt nicht im Sinne Ihres Mannes, wenn Sie noch mit ihm sprechen, ganz bestimmt nicht“, versicherte er. „Nicht wahr, Sie tun es nicht?“

„Nein, ich tue es nicht. Sie haben recht. Warum sollte ich es jetzt überhaupt noch tun?“

„Ich muß jetzt wieder da hinein“, sagte er, „und mein herzlichstes Beileid!“ fügte er ungeschickt hinzu. Dann ging er schnell wieder weg. Er wäre bereit gewesen, ihr das mit dem Brief, diesem Brief, den ihr Mann in der vergangenen Nacht an Freisler geschrieben hatte, zu sagen, wenn sie darauf beharrt hätte, mit Freisler zu sprechen.



Roland Freisler klagt an! Wie ein Marktschreier wirkte der Vorsitzende Freisler. Immer war er bemüht, von sich reden zu machen, und in der ständigen Furcht, er könne einmal übersehen werden, nutzte er Stellung und Amt, seine Intelligenz und Erfahrung, um sich selbst in den Vordergrund zu spielen. So wurde er mit seiner raffinierten Dialektik und dem tönenden Pathos in seinen Reden zum „Anwalt des Teufels“.

Der Brief war die Anklage eines Menschen, der lange widerwillig schweigen mußte und der nun, zwischen Tür und Angel und entschlossen, sich nicht unterbrechen zu lassen, alles an Empörung, Verachtung und Drohung hinausschrie, ehe er sich zum Gehen wandte und die Tür hinter sich zuschlug.

„Ich sehe keinen Anlaß, diesen Brief nicht zu verlesen“, sagte Freisler während der Verhandlung in der pastoralen Art, in der er sich gefiel, wenn er ruhig sprach.

Aber es war kein Lesen, was er nun tat. Er holte tief Atem und schrie mit lautem Pathos: „Sie Mörder!“ Er holte wieder tief Atem und heulte: „Sie Mörder! Mörder!“

Er machte eine Pause, blickte sich abschätzend um und sagte dann ruhig und beherrscht:

„Das ist die Anrede. Für mich! Beachten Sie das wohl!“

Einige im Saal lachten und ließen mit beifälligen Gesichtern erkennen, wie sehr ihnen diese Art des Nichtausweichens gefiel. Und nun, von Zustimmung und Bewunderung beschwingt, deklamierte er den Brief; er sprach die Worte, als gingen sie gespreizt auf hohen Stelzen. Er putzte mit komischem Pathos aus, was schlicht gesagt war, seine tönende Melodramatik machte zur Karikatur, was hier ernsten Sinn hatte, auf seiner Stirn traten dick und dunkel Adern hervor, und in seinen Mundwinkeln stand weiß und schaumig Speichel. Es war bestürzend, wie sehr ihn dies hysterische Spiel hinriß, und obwohl es komödiantenhaft übertrieben war, wirkte es erschreckend echt.

Als er geendet hatte, sprach er wieder ganz ruhig:

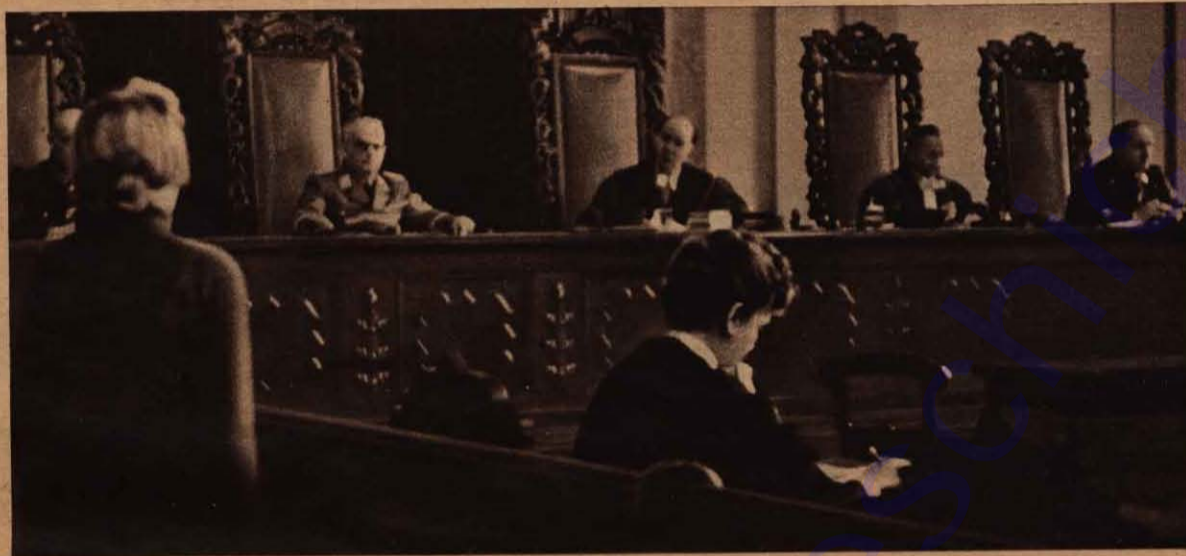
„Was man auch immer in der Art dieses Geschreibsels sagen mag und was man auch sonst gegen mich sagen mag — es berührt mich nicht. Ich bin als Richter und Mensch ein Lehnsmann des Führers. Und dieser Lehnspflicht allein fühle ich mich verantwortlich.“

Auch jetzt in der Beherrschtheit seines Sprechens blieb er seltsamerweise der Effekthascher, der er noch eben war. Nicht so laut und marktschreierisch freilich, sondern gedämpfter, aber doch unvermindert aufdringlich.

Keinen Augenblick ließ er vergessen, daß er der wichtigste Mann im Raum sei. So sich seiner Hauptrolle sehr bewußt, saß er zwischen seinen vier Mitrichtern. Einer war in Rot, die drei anderen in Uniformen. Aber sie hatten die gleiche marionettenhafte Steifheit. Nur er gab sich zwanglos und lässig. Das tat er in all seinen Verhandlungen. Seine rote Robe trug er unordentlich wie ein Requisit, das nicht zu ihm gehörte; ihr leuchtender Samtkragen umrahmte lächerlich mißfällig den Kragen eines buntgestreiften Sporthemdes, zu dem, deplaciert freilich, eine weiße Schleife gebunden war. Sein Gesicht schien auf den ersten Blick in der Beherrschung gut und klar. Es war schmal und hell, und nur die Augen schienen von Schwermut verdunkelt; darüber stand hoch und glatt die Stirn. Es war ein Gesicht, in dem Geistigkeit war. Aber sie lebte nicht mehr, so spürte man betroffen, wenn es unruhig wurde — sie verweste darin.

Der Mann ohne Freunde

Keiner sprach gut über diesen Roland Freisler. Auch keiner von denen, auf die es ihm ankam. Hitler nicht und Bormann nicht und Himmler nicht. Thierack, der Justizminister, haßte ihn sogar. Freisler gehörte nun zwar zu der kleinen Handvoll höchster Beamten in der deutschen Justiz, er war Mitglied des Reichstags und preußischer Staatsrat, er gehörte zu den ersten fünftausend Mitgliedern der Partei, die das Reich beherrschte, und doch empfanden ihn alle auf seltsame Weise als einen Fremden, der immer fragwürdig und anstößig blieb... Mit dem Henker sitzt niemand zu Tische. Je liebe-



Der Volksgerichtshof hat Platz genommen. In dem Verhandlungsraum, dessen aufdringliche Dekoration wie eine schlechte Kulisse wirkt, beginnt ein Schauspiel, von dem jeder der Beteiligten im voraus weiß, wie es ausgehen wird. In der Mitte der Hauptakteure in den roten Roben sitzt Freisler. Er wirkt kühl und überlegen. So beginnt er auch die Verhandlung gegen eine junge Fernschreiberin, die der „Wehrmachtzersetzung“ angeklagt ist. Während der Verhandlung aber wirft er die Maske ab. Unter Drohungen und Beschimpfungen erhebt er seine Anklage. Ihm genügt dabei, daß er sich an seinen Worten berauschen darf und daß er die große Macht besitzt, über Leben und Tod zu entscheiden.

dienerischer er eiferte, um so mehr wurde er verdächtig. Die Partei gestand ihm, dem alten Kämpfer, bei sich weder Rang noch Würde zu; die SS wies ihn zurück, als er uniformlüstern bei ihr Aufnahme suchte; Parteiführer ließen unverhohlen erkennen, wie sehr sie ihn für einen anrühigen Bolschewisten hielten; Gerüchte, die „Fatales“ aus seiner Abstammung wissen wollten, wurden bereitwillig geglaubt und weitergetragen. Er sei, hieß es, eine vollkommene „Niete“, unzuverlässig und treulos, ein Psychopath, ein Scharlatan, alles andere, nur kein Richter, ein Mätzchenmacher und hemmungloser Schwätzer, ein schäbiger Ehrgeizling, intellektuell verseucht, ganz ohne innere und äußere Disziplin und Beherrschung. Keiner mochte mit ihm zu tun haben. Er hatte kaum gesellschaftlichen Verkehr und keinen Freund, wenigstens keinen, der etwas galt. Niemand, der außerhalb seiner Gewalt war, nahm ihn ernst. Für seine Mitarbeiter war er ein Hysteriker, den man besser nicht wichtig nahm; sie belachten, belustigt oder verärgert, seine Sucht, sich theatralisch aufzublasen, sie verachteten seine eitle Selbstverwöhnung und fürchteten seine langen Monologe, in denen er mit seinen dialektischen Kniffen alles Recht an die Interessen der Partei zu verkuppeln bemüht war.

Er wußte selbst gut genug, wie es um sein Ansehen stand. Und er gab es niemals auf, verzweifelt Beziehung und Anerkennung zu suchen. Ständig war er bemüht, sich bei wichtigen Leuten der Partei und Regierung in Erinnerung zu bringen und angenehm zu machen. Auf seinem Schreibtischkalender waren sorgsam viele Geburtstage notiert. Er war unverdrossen als Gratulant. Und er blieb es auch dann, wenn man absichtlich zu danken vergaß.

Nicht nur in den Verhandlungen, auch überall, wo man ihn hören konnte, wo er Publikum hatte, brachte er es fertig, immer wieder eintönig und laut und allen zum Überdruß zu versichern, er sei „ein Lehnsmann des Führers“ und „sein politischer Soldat“, der nichts anderes kenne als unbedingte Treue und Ergebenheit. Und er versicherte es in der Art, die, wie man peinlich spürte, weil man merkte, daß er danach drängte: „Erzähle es weiter. Laß es den Führer wissen, wenn du ihn sprechen solltest.“

„Er hat Angst“, sagte man ihm nach. Nein, nicht vor den Briefen, die ihn „Mörder“ nannten. Die schienen ihn tatsächlich unberührt zu lassen. Aber der Gedanke, Hitler könne ihn übersehen oder es sich einfallen

lassen, ihn nicht zu halten, füllte ihn ganz mit dieser schäbigen Furcht. Hitler, das war nichts anderes für ihn als eine verzweifelte Sicherung zum Abgrund hin.

Der ehrgeizige Freisler richtet

In diesen Tagen, als sich der Fall Ohser und Knauff zutrug, als Goebbels Freisler anrief, auf schnelle und scharfe Verhandlung drängte und sich begierig zeigte, die Abschrift eines gut formulierten Todesurteils zu bekommen, mag Freisler der Gedanke gekommen sein, mit Todesurteilen um Hitlers Gunst zu werben. Goebbels fand sich sofort und gefällig bereit, die Urteile Hitler vorzulegen. Freisler möge eine Anzahl besonders prägnanter auswählen. Freisler wählte mit einem geradezu beglückten Eifer; er tat das so sorgfältig wie ein Blumenzüchter, der aus reicher Fülle seines Gartens nur das Beste, was ihm gediehen war, zum bunten Strauß bindet und präsentiert.

Seine Urteile waren, was ihre Formulierung betraf, anders, als sie gemeinhin in der Justiz Brauch waren. Die Sprache der üblichen Justizurteile war ihm — er konnte es nicht oft genug betonen — ein Greuel; er nannte sie bürokratisch, knochentrocken und rückständig veraltet. Er verachtete sie, weil sie leider seine Theatralik nicht zuließen und keine Originalität und nicht den Schwung tönender und großer Worte. Und in derselben Weise, in der er um neuartige und originelle und wirksame Verhandlungsmethoden krampfhaft bemüht war, suchte er die nüchterne Sprache der Urteile zu reformieren. „Volkstümlich machen“, nannte er das.

Es waren natürlich weder nachlässig formulierte noch mangelhafte oder anstößige Urteile, die er durch Goebbels an Hitler gehen ließ. Er konnte unter vielen auswählen, und es war ihm leicht, ein gutes Dutzend zusammenzubringen.

Zwei Jahre lang - je Tag ein Todesurteil

Er kannte Hitlers Mentalität gut genug, um zu wissen, was ihr entsprach, wie etwas gesagt, hervorgehoben, widerlegt oder verworfen werden mußte. Er kannte auch Hitlers kleinstädtische Sensationsgier. Und auch die kalkulierte er ein.

Schon eine Woche später wußte Freisler, daß sein Unternehmen Erfolg gehabt hatte. Thierack schrieb ihm einen bösen Brief und wies barsch darauf hin, auch der Präsident des Volksgerichtshofes habe als Beamter im Verkehr mit hohen und höchsten Reichsbehörden den Dienstweg einzuhalten. Der Dienstweg gehe nur über das Reichsjustizministerium. Das sei künftig zu beachten. Freisler war weit davon entfernt, sich darüber wütend zu erregen. Er betrachtete sich nicht dem Justizminister unterstellt. Hitler hatte ihm sein Amt gegeben. Also beharrte er dickköpfig darauf, Hitler direkt unterstellt zu sein. Der Streit über diesen Punkt kam nie zur Ruhe. Thieracks zorniger Brief ließ erkennen, daß Hitler über Freisler gesprochen haben müsse, und zwar gut gesprochen haben müsse. Denn sonst wäre Thieracks Erbitterung kaum zu verstehen. Er war immer erbittert, wenn gut über Freisler gesprochen wurde.

Freisler rief sofort Goebbels an. Natürlich kümmerte er sich nicht um den Hinweis auf den Dienstweg.

„Ja“, bestätigte Goebbels, „der Führer hat Ihre Urteile mit Interesse gelesen und danach geäußert — im größeren Kreise übrigens —, er wisse keinen, bei dem das schwere und verantwortungsvolle Amt besser aufgehoben sei als bei Ihnen.“

Goebbels umschrieb damit sehr konziliant Hitlers lapidaren Satz: „Jetzt scheint der Freisler endlich auf dem Posten zu sein, auf den er hingehört!“

Freisler war glücklich. Er war mehr: er war gerührt und stolz. Allen in seiner Umgebung erzählte er aufgeregt von dem Lob des Führers. Sogar den Wachtmeistern. Er sah sich bestätigt und anerkannt und aufgefördert, so weiterzumachen.

„Jetzt soll der Führer erst mal sehen, wie gut der Volksgerichtshof bei mir aufgehoben ist!“ protzte er mit naivem Eifer.

Am Fernschreiber lauert der Tod

Als erste spürte es ein junges Mädchen, über das er an diesem Tage urteilen sollte.

Es wurde aus der Haft vorgeführt und stand dann mit verweinten Augen, ratlos und hilflos, verwirrt, rührend klein und schmal zwischen zwei Säulen von Polizisten auf dem Platz der Angeklagten. Der Staatsanwalt warf ihr fahrlässigen Landesverrat vor. Die Verhandlung war geheim wie immer bei Landesverrat.

Dies war ihre Geschichte: Sie hieß Annemarie, war Berlinerin und in einem Rüstungswerk als Fernschreiberin beschäftigt. Dieses Rüstungswerk hatte zu einem anderen Rüstungswerk in Österreich besonders enge Beziehungen und darum eine direkte Fernschreibverbindung dorthin. An diesem Ende der Fernschreibleitung saß nun Annemarie, am anderen Ende eine Kollegin, die Steffie hieß. Es geschah nun oft, daß sich beide Mädchen — sie kannten sich zwar nicht von Angesicht — über das Dienstliche hinaus private Dinge zu tippten.

Eines Tages tippte Steffie: „Es sieht mies aus, findest Du nicht?“

„Keine Bange“, tippte Annemarie zurück, „es kommt bald anders.“

„Meinst Du von wegen Wunderwaffen?“ tippte Steffie.

„Ich meine nicht, ich weiß“, gab Annemarie an.

„???“ tippte Steffie.

„Sind groß, sehen aus wie Zigarren, sind richtige Wunderwaffen“, renommierte Annemarie.

Damit war das Schreiben zu Ende. Steffie drüben in Österreich knüllte den Fernschreibstreifen zusammen und warf ihn in den Papierkorb. Da holte ihn die Putzfrau heraus und gab ihn, wie es ihre Aufgabe war, dem Abwehrbeamten des Werkes, einem SD-Mann. Steffie wurde in Österreich in die Zange genommen und Annemarie in Berlin von der Gestapo. Die führte eine lange und peinliche Untersuchung und brachte Annemarie dann vor den Volksgerichtshof.

(Fortsetzung Seite 29)



Aus glücklicheren Tagen des Ehepaars Ohser stammen diese Bilder, als man noch im Hause des berühmten Zeichners der „Vater-und-Sohn“-Bilder fröhliche Feste feierte. Künstler, Journalisten und Schriftsteller trafen sich hier in einer heiteren, unbeschwertten Atmosphäre. Die große Toleranz, die Erich Ohser an den Tag legte, setzte er auch bei anderen Menschen voraus. Das war seine Tragik, und so geriet er in die Fänge einer unduldsamen Justiz, die kein Recht mehr kannte. Als Ausweg blieb ihm nur der Tod. Aufn.: Sammlung Haubrich

Bürger amerikanische Durchleuchtungs-tests ohne Verdacht zu erregen überstanden. Diese Spielart von Verrätern ist nach den Worten von Gordon Dean eine besondere Gruppe, die sich durch hohe Intelligenz auszeichnet und durch kein Examen, das ihre politische Zuverlässigkeit überprüfen soll, zu Fall gebracht werden kann. Darüber hinaus ist es der Abwehr unmöglich, einen Mann zu entdecken, der, wenn er überprüft worden ist, nachher insgeheim seinen Sinn ändert.

*

Die Abwehrstellen des Westens haben mit einem zu rechnen: Klaus Fuchs und die anderen Verräter bedeuten für die Welt etwas Neues. Sie hätten in jedem Land auftreten können. Und ehe nicht

eine Synthese zwischen Demokratie und Kommunismus gefunden wird, ist solchen Leuten jeden Tag die Möglichkeit zu neuem Verrat gegeben.

Ein Vorteil jedoch erwächst aus dem gewaltigen Schaden, den die Männer, die jetzt im Gefängnis sitzen, anrichteten: Die unentdeckten Verräter sind gewarnt! Das Schweigen von Bruno Pontecorvo muß ihnen sagen, daß sie sich, auch dann, wenn sie einmal ihre letzte Zuflucht in Sowjetrußland suchen sollten, nicht mehr als freie Männer betrachten können.

ENDE

Die deutsche Buchausgabe erscheint demnächst im Georg-Westermann-Verlag, Braunschweig.

Der Anwalt des Teufels

(Fortsetzung von Seite 12)

Annemarie versuchte erst vertrauensvoll zu lächeln, als Freisler mit seiner Vernehmung begann. Man sah ihr an, daß sie voll Hoffnung und überzeugt war, hier mehr Nachsicht und Duldsamkeit zu finden als bei der Gestapo.

Aber dann donnerte das Theatergewitter Freislers über sie hinweg. Sie hörte sich beschimpft und verhöhnt; sie blickte verstört, weinte und verhedderte sich, wenn sie sprechen sollte. Und dann hörte sie fassungslos die Formel: „Sie ist für immer ehrlos und wird daher mit dem Tode bestraft.“

Sie begriff nicht. Sie fragte den Verteidiger. Der hatte ihr vorher tröstlich versichert, vielleicht lasse man sie frei, das komme vor bei fahrlässigem Landesverrat. Nun begriff er auch nicht, ebensowenig wie der Anklagevertreter.

Das Mädchen wurde, nun gefesselt, abgeführt.

Man redete auf Freisler ein, deutete an, das Urteil gehe doch zu weit, die Schuld des Mädchens habe nichts mit vorsätzlichem Landesverrat, auf den Todesstrafe stehe, zu tun.

Freisler wurde unsicher. Als man ihm aber von einem Gnadengesuch sprach

lag auf dem anderen Ufer. Bei den Bolschewiken. Damals schwenkte er diesen Weg sehr zielbewußt und schnell ein und kam gut auf ihm voran.

1917 nahmen ihn — er war 24 Jahre alt und Unteroffizier — bei Wlodawa die Russen gefangen. Man brachte ihn in ein Lager im westlichen Sibirien. Da sah er sich um und stellte bald fest, daß, wer Russisch konnte, manche Vorteile hatte. Er begann es sofort mit zähem Eifer zu lernen.

Nach einigen Monaten seiner Gefangenschaft kam die Revolution. Man ließ sie auch in das Lager ein. Die Ordnung lockerte sich. Man ließ den deutschen Gefangenen mehr Freiheit und war bemüht, auch ihnen den Geist der Revolution beizubringen. Aber dann brauchten die Roten sprachkundige Helfer. Und die sollten nicht nur Dolmetscher ihrer Sprache, sondern auch ihrer Ideen sein. Freisler, stürmisch bewegt und voll Eifer, bot sich sofort an. Die Roten fanden, er sei ihr Mann. „Unser Mann ist er nicht“, murrt die Gefangenen.

Freisler dolmetschte nicht nur, er vertrat auch die Interessen der neuen Herren. Es begann damit, daß er Revolutionsfeiern arrangierte. Erst für seine Kameraden. Er brachte es in seinem Eifer fertig, die Teilnahme an diesen Feiern für alle zur Pflicht zu machen. Und dann gleißte er als Redner, der ein buntes Feuerwerk großer Worte zu versprühen verstand und dabei beifallslüsternd mit einem Auge nach den Kameraden schielte und mit dem anderen nach seinen Auftraggebern. Die Kameraden fühlten sich durch ihn mehr belästigt als unterhalten. Die Roten erwiesen sich als wohlwillige Förderer seiner lauten Überschwenglichkeit und fanden, er sei eigentlich zu schade für die Mitgefangenen, diese Ignoranten, denen es nur darauf ankam, besser essen zu können und nach Hause zu kommen. Und als eines Tages hoher Besuch kam,

ließen sie Freisler im Namen seiner Kameraden eine Rede halten. Er tat es auf russisch. Er hatte sich, eifrig wie ein Hamster, eine Menge Revolutionsphrasen zusammengetragen und eingepaukt. Nun ließ er sie funkeln. Sein Erfolg war groß. Er wurde mit der Anrede „Genosse“ ausgezeichnet und zum Lehrer einer Schule ernannt.

Die Schule war gegründet worden, um besonders ausgewählte deutsche und österreichische Gefangene zu Kommunisten zu machen. Freisler trat sein Amt sofort an. Aber einige Wochen später schloß der Schulbetrieb wieder ein. Man hielt nichts mehr von dem Plan.

„Tut nichts“, sagte ein Parteibonze zu ihm, „du wirst Direktor einer Schnapsfabrik. Du kannst nicht saufen, also bist du da gerade richtig.“



und davon, daß es, damit es sicheren Erfolg habe, von ihm ausgehen sollte, lehnte er schroff ab:

„Das ist sinnlos. Ich habe mich ja im Urteil klar geäußert. Und ich kann mich schließlich nicht selbst widerlegen.“

„Nichts als Angst“, sagte man nachher, jämmerliche Angst, Hitler könne sein Urteil über ihn wieder ändern, wenn er sich einmal nicht als „rasender Roland“ aufspielt.

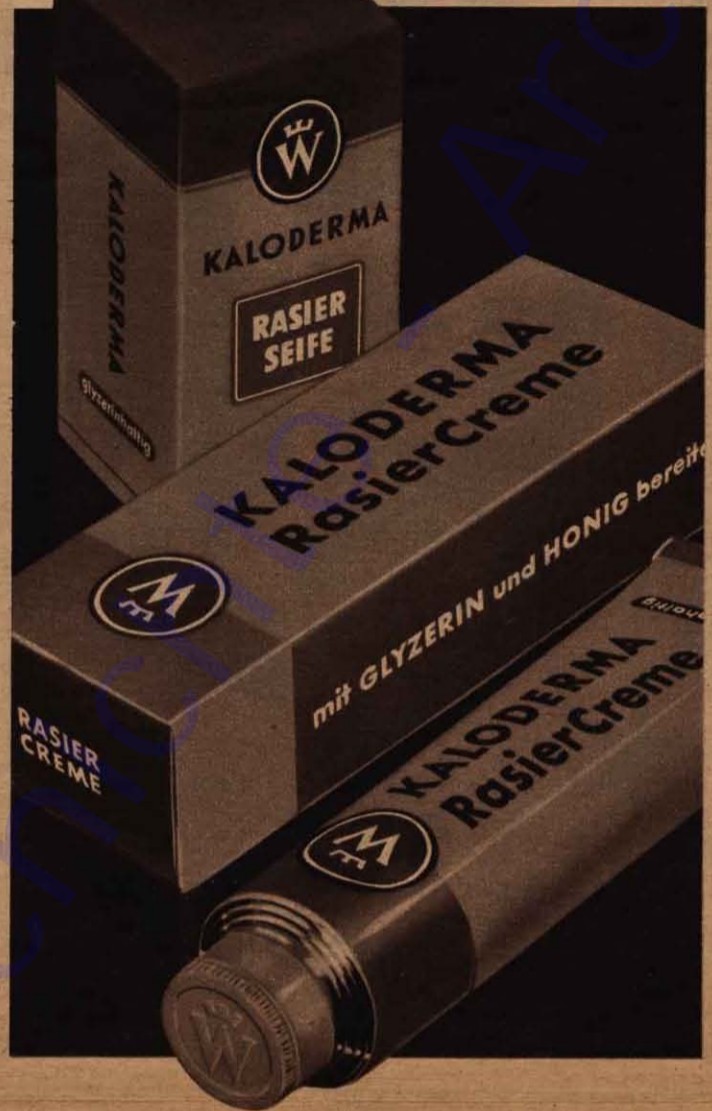
Freisler war Kommunist

Der tiefste Grund aller seiner Angst, die er nie verbergen konnte, war seine politische Vergangenheit. Der Nationalsozialismus, für den er nun seine Kunst der skurrilen Verdrehung schillern ließ, war nicht immer seine Partei gewesen. Der Anfang seines politischen Weges

ED 106-106-13

W 02269

KALODERMA



GLYZERIN

HALTIG

NB: Ob Sie die luxuriöse Kaloderma Rasier-Creme zu DM 1.50 wählen (um ein Geringes teurer, dafür aber das Letzte in Rasierkomfort) oder die im Gebrauch noch sparsamere Rasier-Seife zu DM 1.35, bleibt sich im Endeffekt gleich: beide ergeben denselben unverkennbaren, sahnig-milden, glyzerinhaltigen Kaloderma-Schaum. Machen Sie — auf unser Risiko — einen Versuch. Wir sind überzeugt: Sie werden sich nie leichter, schneller und hautschonender rasieren haben.

★ GARANTIE: Probieren Sie eine Kaloderma-Rasierstange oder eine Tube Kaloderma-Rasiercreme eine Woche lang. Werden Ihre Erwartungen nicht voll erfüllt, so schicken Sie uns bitte den Rest ein. Wir vergüten Ihnen dann den vollen Preis sowie Ihre Portospesen.

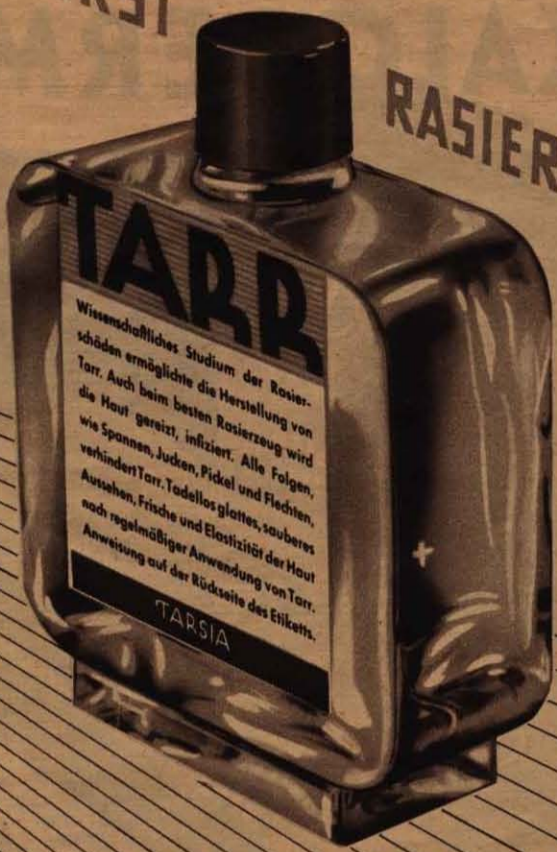


Kaloderma Rasier-Wasser

Auf Hamamelis-Basis hergestellt: tonisierend und desinfizierend. Angenehm männliche Parfümierung. Eine wundervolle Erfrischung nach dem Rasieren.

DM 2.20 · Doppelflasche DM 3.60

ERST
DANN RASIEREN,



Wissenschaftliches Studium der Rasierschäden ermöglichte die Herstellung von Tarr. Auch beim besten Rasierzeug wird die Haut gereizt, infiziert. Alle Folgen wie Spannen, Jucken, Pickel und Flechten, verhindern Tarr. Tadellos glattes, sauberes Aussehen, Frische und Elastizität der Haut nach regelmäßiger Anwendung von Tarr. Anweisung auf der Rückseite des Etiketts.



EMPFINDLICHE HAUT?
RASIER-SCHÄDEN?
EIN PAAR TROPFEN TARR -
UND MORGEN SCHON
FÄLLT DAS RASIEREN LEICHTER

719

An diese Zeit dachte Freisler später am liebsten zurück. Denn niemals hatte er so viele gute Freunde wie da, und niemals sah er sich so angesehen und umworben.

Dann, wieder einige Wochen später, setzte er sich plötzlich ab. „Es war der erste meiner beiden gefährlichen Fluchtversuche aus der Gefangenschaft“, berichtete er später. Dabei wäre es für ihn weit gefährlicher gewesen, zu bleiben als zu fliehen. Denn die Weißen kamen wieder heran, und sie hätten ihn ganz formlos aufgehängt, wenn er sie am Platz seiner ersten geschäftlichen und politischen Erfolge erwartet hätte.

So lief er den Weißen entgegen und in die Hände, wie es viele deutsche und österreichische Soldaten auf der Flucht taten. Und wie es viele taten, hat er, gegen die Roten mitkämpfen zu dürfen. Das war ihm lieber, als wieder in ein Gefangenenlager zu müssen. Man machte ihn zum Krankenpfleger. Bald führte er einen Sanitätszug, der aus deutschen Gefangenen bestand. Er zog mit den Weißen wieder nach Sibirien. Sie behandelten ihn als Hilfwilligen zwar anständig, aber immerhin doch als Gefangenen. Und eines guten Tages, der Weißen Untergang lag schon sehr spürbar in der Luft, setzte er sich auch von ihnen ab.

Der Avantgardist der Revolution

„Meine zweite und gefährlichere Flucht“ nannte er das später und ließ durchblicken, sie habe stracks in Richtung Heimat gezielt. Und nur die

widrigen Umstände der Zeit hätten ihn wieder an den Platz seiner Schnapsfabrik gebracht.

Dort waren die Weißen eben abgerückt und die Roten eben wieder da. Die guten Genossen von ehemals fehlten. Einige waren gehängt, und andere wirbelten irgendwo im Hexenkessel Rußland umher. Roland Freisler stellte sich sofort zur Verfügung. Er wußte sich geschickt auf die Genossen und eigenen



Verdienste von ehemals zu berufen. Sein russischer Sprachschatz an Revolutionsparolen, den er während der Zeit des Umherstromens heimlich und sorgfältig auf Hochglanz gehalten hatte, funkelte und blendete wie eh und je. Er wurde wieder „Genosse“, „Alter Genosse“ sogar, ein Avantgardist gewissermaßen. Er arrangierte wieder Revolutionsfeiern, trat als russischer Redner in Versammlungen auf und schrie so laut gegen Dumpfheit und Unbildung, daß man ihn

(Fortsetzung Seite 32)

Chlorodont

mit dem herrlich erfrischenden Pfefferminzgeschmack

Wer einmal auf den Geschmack gekommen ist, läßt nicht wieder von Chlorodont. Diese Zahnpasta mit dem unvergleichlich frischen Pfefferminzgeschmack ist heute noch genau so beliebt wie vor einem halben Jahrhundert. Millionen Chlorodont-Freunde halten an dem Grundsatz fest: Morgens und erst recht am Abend Chlorodont! Der Lohn dafür sind schöne und gesunde Zähne — ein Leben lang!

Haarsorgen?

Ausfall, Schuppen, drohende Glatze! Senden Sie ausgekämmtes Haar ohne Kosten für Sie an das
Haarkosmetische Labor Frankf./M.1
Fach 249/326

Der Weg zum Toto-Glück!

Jede Woche den 1. Rang garantieren kann Ihnen niemand. Aber Sie müssen nicht jede Woche leer ausgehen. Sogar noch bei 4 Tipfehlern in Ihrer Tippreihe (gleichgültig ob im 10er-, 11er- oder 12er-Toto) gewinnen Sie garantiert als kleinsten Gewinn 6mal im 3. Rang, wenn Sie Ihre Tippreihe nach dem vielfach bewährten MUS-Vielreihen-System eisern durchtippen. Das ist so sicher, wie 2x2 gleich 4 ist. Ich zahle Ihnen wenn meine obige Gewinn-Garantie bei Ihnen nicht eintrifft. Das gebe ich Ihnen schriftlich. Eigene Gewinne und Kundenerfolgsmeldungen aus dem In- und Ausland beweisen immer wieder die Zweckmäßigkeit meines MUS-Systems. Einer meiner Kunden hat 3 Sonntage hintereinander im 1. Rang und zusätzlich im 2. und 3. Rang gewonnen. So schreibt man mir... ich habe bereits 2mal den 1. Rang und viele kleine Ränge im 10er-Tip erhalten. — ... daß Ihr MUS-System das beste ist, welches ich bis heute benutzt habe. Gleich beim ersten Einsatz war ich 3mal im 2ten und 6mal im 3ten Rang. — ... Ihre 10er-Tabelle hat in meinem Bekanntenkreis gute Erfolge erzielt — (Alle hier auszugsweise angegebenen Zuschriften und noch mehr können nach vorangegangener telefonischer oder schriftlicher Verständigung in meinem Büro im Original gelesen werden.)
Den Satz MUS-Tabellen, für jeden Toto, jeden Spieltag und Saison gültig (einmalige Anschaffung) liefere ich Ihnen mit ausführlicher leichtverständlicher Anleitung und Erklärung zum Preise von DM 3.50 zuzüglich Nachnahme und Portounkosten. Ingenieur Paul Muszynski, Frankfurt am Main 16 Fuc 3.

Pickel, Mitesser, Flechten, unreine Haut u.s.w.
BESEITIGT:
Herba-Seife
ZUR NACHBEHANDLUNG
HERBA CREME

Dr. Scholl's
SCHAUMBETT
EINLEGE-SOHL
Eine Wohltat für müde und empfindliche Füße. Pflastermüdes Gehen wird zum beschwingten Schreiten. So wundervoll weich polstern diese Dr. Scholl's Schaumbettsohlen Ihre Füße von den Fersen bis zu den Zehen. Luftleicht, waschbar, porös, hygienisch, gesund. Wer sie trägt, ist begeistert. In Drogerien, Sanitätsgeschäften und Apotheken
Gehe wie auf Daunen

Vaterland
MARKENRAD
Jetzt zu Winterpreisen direkt ab Fabrik an Private gegen Bar- od. Teilzahlung. Großer **Gratis-katalog** mit vielen Modellen und großen **Vorteilen**. Auch Jugend- u. Mofaräder. **Pannensichere** Bereifung! 2- bis 8-Gang-Schaltungen! Stoßdämpfer! Viele Dankschreiben!
Friedrich Herfeld Söhne
Neuenrade i. Westf. Nr. 9

DAMEN-, HERREN-, KINDER-TRENCHCOATS
von 58,50 DM bis 168,- DM sowie modische Damen- u. Herren-Wintermäntel. **HERREN-SPORTSAKKOS** und **KOMBI-HOSEN** von 49,50 DM bis 108,50 DM und viele andere preisgünstige Textilien gegen geringe Teilzahlung direkt an Private.
Rückgaberecht • Bildkatalog 93 kostenlos.
WEHA-Versandhaus der W. Hennig-Bekleidungs-GmbH., Hamburg 36, Alsterarkaden 13

Keine Angst vor der Waage!
Schlankheitkörnchen
HEUMANN
helfen!
Kurpackung für ca. 3 Wochen DM 3.40
Nur in Apotheken
Fordern Sie kostenlose und unverbindliche Zusendung des Sonderprospektes von **LUDWIG HEUMANN & CO. HORNBERG**

zum Gebietskommissar für das Volkswirtschaftswesen machte. Das blieb er bis Mitte 1920.

Danach tauchte er als Spätheimkehrer zu Hause auf.

5 Minuten vor 12

Viele Jahre später, so gegen Ende 1944, stand vor Freislers Richtertisch Karl K., dem die Anklage Vorbereitung zum Hochverrat vorwarf. Er war um die Fünfzig herum, hielt furchtlos und fanatisch, gescheit und schlagfertig an seiner Sache fest, gab schlankweg zu, Kommunist zu sein und bewußt und planmäßig auf den Sturz des Hitlerregimes hingearbeitet zu haben. Er speulierte nicht auf Nachsicht und ließ klar erkennen, daß er mit einem Todesurteil rechne.

Zum Erstaunen dieses Mannes und aller Anwesenden verhandelte Freisler diesmal anders, als er es sonst zu tun gewohnt war. Nichts von der galligen Lauge seiner Unduldsamkeit, nichts von Niederdonnern und Schreien und Wortabschneiden. Er war gegen alle Gewohnheit ruhig und gelassen.

Der Mann, von Freisler dazu aufgefordert, erzählte, wie er zum Kommunismus gekommen war. Und was er erzählte, war fast wie ein kleines Stück Geschichte aus der Vergangenheit Roland Freislers.

Auch dieser Mann war als Soldat in russische Kriegsgefangenschaft geraten und nach Sibirien gebracht worden. Auch er hatte Russisch gelernt, hatte freudig den Sieg der Roten begrüßt und sich ihnen schnell und bereitwillig zur Verfügung gestellt. Auch ihn hatte das Chaos der Revolution ordentlich umhergewirbelt, ehe er 1920 wieder nach Hause, nach Deutschland, kam. Von da an blieb er in der Kommunistischen Partei, die neben seinem Beruf sein Leben mehr ausfüllte als die Familie und alles andere um ihn herum. Da er ein tüchtiger Mechaniker war, hatte ihn sein Betrieb jetzt im Krieg reklamiert und sogar zu leitender Stellung befördert. Er war verhaftet worden, als man bei ihm, der schon lange verdächtig war, Flugblätter fand, die er verteilen wollte.

Freisler ging fast herzlich mit ihm um. Er sprach einige Sätze Russisch, bestand darauf, in Russisch Antwort zu be-

kommen, und freute sich offen, als sich ihm der andere als ebenbürtig erwies. Er wollte von ihm Einzelheiten wissen; in welchen Lagern er gewesen sei und in welchen Städten. Ob er noch Namen von damals kenne. Er gab eigene Erinnerungen dazu. Die erzählte er lang und breit und behaglich, wie es alte Soldaten und Schicksalsgenossen am Stammtisch zu tun lieben. Der Kommunist ging angeregt auf diesen Ton ein. Es sah aus, als seien sie im besten und kameradschaftlichsten Einvernehmen, der Richter und der Angeklagte. Alles war ohne Verhänglichkeit, ohne Schlingen, Fallen und Haß.

„Sehen Sie“, sagte dann Freisler vertraulich, „ich war auch einmal Kommunist. Aber ich habe den Weg zum Führer gefunden. Das ist doch nicht schwer. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.“

Der Kommunist antwortete eisern: „Das ist für mich kein Führer. Das ist für mich kein Weg. Und das ist für mich auch kein Wille.“

Freisler zuckte die Achseln und schwieg dazu.

Dann ging er, der sonst nie mit sich diskutieren ließ, zur politischen Diskussion über. Sofort ging der Kommunist darauf ein. Rede und Gegenrede, These und Antithese wechselten schnell wie beim Fechten Stöße und Hiebe. Beide hatten offensichtlich ihren Spaß daran.

„Moral?“ „Gesetz?“ „Religion?“ „Alles bürgerliche Vorurteile.“ „Gut.“ „Aber zu wessen Gewinn?“ „Recht? — Gibt es das überhaupt?“ „Und wo?“ „In Rußland?“ „Oder hier?“ „Oder woanders?“ „Ist eine Weltordnung der Gerechtigkeit überhaupt denkbar?“ „Ja!“ „Nein!“ „Staat ist organisierte Gewalt!“ „Kommunismus ist Anarchie!“ „Sie wollen doch die Anarchie legitimieren!“ „Nein, Sie.“

Die Begriffe und Sätze flogen hin und her. Beide fühlten sich groß in Form und beschwingt. Mitrichter, Anwälte und Publikum hörten verständnislos zu. Dies war keine Verhandlung mehr, sondern ein Spiel, ein Wettstreit zwischen zwei Akrobaten des Denkens, der proletarischen Besserwisseri und einer kniffligen Dialektik, wie sie bei den Sowjets zu Hause ist.

Das Spiel ging zu Ende, als der Kommunist Freisler zurief:

„Ja, merken Sie denn nicht, daß es schon fünf Minuten vor zwölf ist?“

Jetzt erwarteten alle den Zornesausbruch Freislers, sein Geifern und Toben. Aber seltsamerweise blieb er ganz still. Und er sagte fast leise, aber sehr eindringlich:

„Um Sie aufzuhängen, brauchen wir drei Minuten. Sie werden also 12 Uhr nicht mehr erleben.“

Wenig später verkündete er dann das Todesurteil.

Der Lebensweg eines Spekulanten

Die Wegstrecke, die er gleich diesem Mann, den er jetzt zum Tode verurteilte, damals am anderen Ufer ging, war noch nicht zu Ende, als er, der Spätheimkehrer, 1920 nach Hause kam. Sie ging noch ein Stück in derselben Richtung weiter, noch einige Jahre lang.

Sein Zuhause war Kassel.

Es war ein behagliches Zuhause, festgefügt aus gut bürgerlicher Ordnung und unversehrt durch Krieg und die Wirren danach gekommen. Beide Eltern lebten damals noch; der Vater, ein Ingenieur, hatte seinen beamteten Posten als Lehrer an der Baugewerkschule, der einzige Bruder, nur wenig älter als er selbst, stand bereits vor dem Abschluß seines juristischen Studiums.

Alle erschrakten, als er schon beim Empfang großartig und brüsk versicherte, dies sei nur ein Besuch; keine zehn Pferde könnten ihn in diesem lausigen Deutschland halten. Die Zukunft eines jeden vernünftigen Menschen sei Rußland. Da allein sei die frische Luft der Revolution und der Freiheit, in der zu atmen sich lohne.

schier Anwalt sein, dem er als Referendar helfen wollte.

Im späten Herbst 1923 wurde er Assessor. „Jetzt ist es bald soweit mit Rußland“, kündigte er an.

„Hör doch endlich mit deinem politischen Quatsch auf“, erboste sich sein Bruder.

Dabei ging um diese Zeit Roland Freislers linkspolitische Aktivität schon auf leisen Samtpfötchen. Er redete zwar noch davon, nach Rußland zu gehen, aber zugleich spann er mit seinem Bruder Pläne, eine Anwaltspraxis aufzubauen. Rußland laufe ja nicht weg.

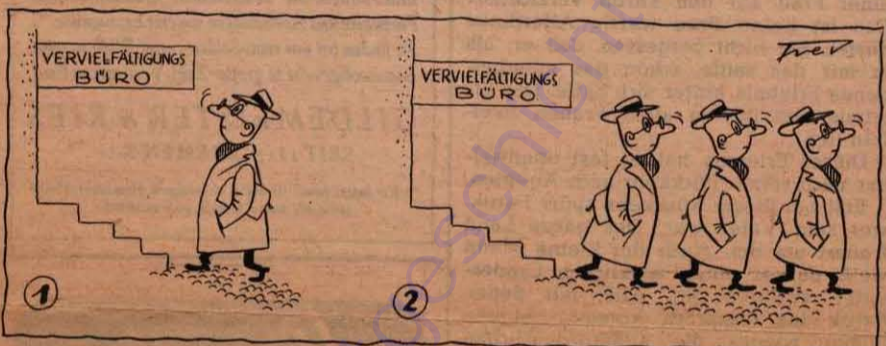
Er wandte nun seine Betriebsamkeit übeln und gewinnbringenden Mächenschaften zu; er speulierte mit Devisen, und es wurde für ihn ein munteres Geschäft, die deutsche Mark zerschmelzen zu sehen. An einem einzigen Nachmittag habe ihm, so erzählte er selbstgefällig einem Referendarkollegen, sein spekulatives Geschick ein prächtiges Herrenzimmer eingebracht.

Das Ende der Inflation November 1923 beklagte er tief.

Zwei Monate später, als er hörte, Lenin sei tot, brach er vor seinem Bruder in Tränen aus.

Und wieder zwei Monate später stellte er laut und treuherzig fest: „Nur Hitler und sein Programm können Deutschland retten!“

Hitlers Gefolgschaft war damals in Kassel noch klein, sie war nicht mehr als ein Häufchen handfester Rabauken, die nur mit wildwütiger Muskelkraft für das zerfahrene Ungefähr, wie sie ihr politisches Programm nannten, zu argumentieren wußten. Hitler stand gerade in



Die alten Eltern hörten verständnislos zu, und sein Bruder Oswald sagte schlicht: „Du warst, du bist und du bleibst ein Idiot!“

Die beiden Brüder hatten sich nie so richtig leiden können.

Schließlich blieb er doch, sehr widerwillig allerdings, wie er zu erkennen gab. Der Vater hatte auf ihn eingeredet und die Mutter. Er solle wenigstens erst fertig studieren und seinen Doktor machen. Dann könne er in Gottes Namen tun, was ihm beliebt. — Wenn er später in Ferien kam, lamentierte er immer: „Ich hätte mich nicht herumkriegen lassen sollen. Mir hängt hier alles zum Hals heraus.“

Er nahm sein Studium wieder da auf, wo er es vor seiner Soldatenzeit abgebrochen hatte, in Jena. Neben der Juristerei paukte er Russisch. Bald machte er darin sogar sein Dolmetscherexamen. Auf Diskussionsabend studentischer Gruppen fehlte er nie. Immer war er ein Anwalt der kommunistischen Sache. Man witzelte über sein Partei-Chinesisch, das auch er sich, in der Manier kommunistischer Parteifunktionäre, angewöhnt hatte.

Seine Referendarzeit machte er in Bad Soden bei einem Anwalt. „Ich komme nur, wenn du mir einen jüdischen Anwalt findest“, schrieb er vorher an seinen Bruder, der bereits als Referendar in Bad Soden saß. „Die sind wenigstens nicht vernagelt.“

Sein Versuch, in dem kleinen Bad politisch eine Rolle zu spielen, mißlang peinlich. „Er will sich interessant machen“, sagten erst die Leute, wenn er vor ihnen politisch monologisierte. Und dann fanden sie seine Art störend. Und er erbitterte sich: „Ich bin gezwungen, unter lauter Piefkes zu leben.“

Es war keine gute Zeit für ihn, fand er; „man hatte in dem verschlafenen Nest kein Organ für revolutionären Schwung, man war zu verspießert, um Neues hören zu wollen“. Und als sein Bruder, der einzige, der sich mit ihm herumzustreiten immer bereit fand, zurück nach Kassel ging, verließ auch er Bad Soden und ging mit. In Kassel mußte es wieder ein jüdi-

München vor Gericht, „Mein Kampf“ war noch nicht geschrieben, die NSDAP war verboten; das Häufchen Rabauken, es nannte sich anspruchsvoll „Deutsch-Völkische Gemeinschaft“, randalierte in politischen Versammlungen anderer Parteien oder traf sich in Hinterzimmern von Kneipen und stellte dumpe Betrachtungen an, wie es komme, daß man es zu keiner besseren Geltung bringe als der eines Bürgerschrecks. Dabei lag einem doch so sehr daran, gerade die guten Bürger für sich einzunehmen.

Der Führer dieses Haufens war ein Finanzobersekretär mit Namen Weinrich, ein verlaufener Spießer, subaltern, mit engem Horizont und der Sturheit eines Schreibstubengefreiten. Als Redner war er ein Stümper. Sein Stottern, wenn er öffentlich auftrat, war mitleiderregend und wirkte komisch. So erlebte Freisler ihn einmal, mehr durch Zufall. Nachher machte er sich an Weinrich heran und sagte vertraulich frech und überlegen wohlwollend: „So geht das nicht, was Sie da machen! Damit lockt man keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Ihr müßt die Volksseele zum Kochen bringen. Aber das bringt ihr doch so nicht fertig!“

Der empörte und verärgerte Weinrich kam gar nicht zum Widerspruch. Sein Aufbegehren verwelkte schnell und matt unter dem würdigen Schnauz der Geschwätzigkeit von Freisler.

Als Weinrich dann freilich später seinen Führerkameraden in der Kneipenhinterstube verkündete, er habe einen neuen Mann für die Partei gewonnen, einen großen Redner vor dem Herrn, mit dem man noch allerhand Staat machen werde, und dann den Namen nannte, da erhob sich Widerspruch.

„Der kommt ja von der Kommune, der war ja Kommissar in Rußland!“

„Das mit der Kommune ist Blech“, widersprach Weinrich. „Er hat ein bißchen nach links politisiert. Da ist nicht viel bei. Das mit dem Kommissar stimmt, das hat er mir selbst zugegeben. Aber er

(Fortsetzung von Seite 33)

hat das nur gemacht, um für seine gefangenen Kameraden was herauszuschlagen. Immerhin ist damit bewiesen, daß er Köpfchen hat. Und wir brauchen solche Leute. Wir brauchen sie besonders als Brücke zu den Bürgerlichen, versteht ihr?"

Das verstanden die anderen, widerwillig zwar, aber notgedrungen. Denn man wollte die Partei weiterbringen. Und man konnte sie nur weiterbringen, wenn man nicht jeden, der sich jetzt anbot, zu gründlich unter die Lupe nahm. Man mußte schon ein Auge zudrücken können. Das war auch die Devise, die immer wieder von München kam.

Der Regisseur des Klamauks

Aber im Sinn hatte die Parteiclique trotzdem nichts mit diesem Roland Freisler, der da nun aus der Gegenrichtung hergeschneit kam. Gut, er dürfe mittun, gestand man ihm zu, freilich nicht im Führungsstab mittun, sondern draußen und als einer, der allerhand gutzumachen und der sich zu bewähren habe und über den das letzte Wort noch lange nicht gesprochen sei.

"Einverstanden", sagte er fügsam und zeigte sich durchaus nicht gekränkt.

Indessen dauerte es kaum ein paar Wochen, und er führte nicht nur das große Wort, auch das letzte Wort; wo Entscheidungen getroffen wurden, lag bei ihm. Er gab mit einem Male die Marschroute an.



"Raus aus den Hinterstuben und rauf auf die Straße!" forderte er pathetisch. "Und noch mehr Klamauk! Viel mehr Klamauk!"

Das hatte man eigentlich längst selbst exerziert. Es schien also weder neu noch originell. Aber er bewies nun, daß er da Methode hineinzubringen verstand: "Radau machen, so nur aus Verlegenheit wie bisher, das schadet nur, statt zu nutzen. Wenn Radau politisch wirksam sein soll, braucht er Regie."

Und auf Regie, das gaben auch die Mißtrauischsten seiner neuen Genossen zu, verstand Freisler sich so virtuos wie kein anderer unter ihnen. Und er verstand sich auf Rhetorik.

Er gab sich ständig wie einer, der sich oben auf der Bühne weiß; auf Wirkung bedacht, redend, lärmend und voll der Unruhe, die einer um sich verbreitet, der nicht übersehen werden will. Im Kreis der anderen gab er sich so, auf der Straße, in Cafés, in seinem Anwaltsbüro, vor Gericht und überall, wo er auftrat. Er fehlte bei keiner Kundgebung irgend-einer Partei, in allen Diskussionen riß er das Wort an sich.

"Er versteht zu reden", sagte man, "nur, er versteht nicht aufzuhören."

"Eure neue Renommierfigur da ist bestimmt nicht ganz stubenrein", frozzelte man Weinrich. "Der red' ja mit de Händ und mit de Fieß, und auch die ganze Visage ist jiddisch. Und dann dieses schwarzgekräuselte Haar."

"Der Freisler hat ein Herz für uns kleine Leute", beteuerten die Schläger und Gröler der Rechten, die er vor Gericht verteidigte und deren Rüpeleien er durch seine Verdrehungskunst dort in ein mildes, ja versöhnliches Licht rückte.

(Fortsetzung folgt)

In der nächsten Ausgabe:

Kein Glück bei Frauen
„Freisler, Sie sind verrückt!“
Vom Machtrausch besessen

ROLAND FREISLER

Der Anwalt des Teufels

VON ANTON GELDNER

**Freisler fällt Todesurteil um Todesurteil. Er weiß, daß er Unrecht be-
geht. Das wird ihm zum Verhängnis, dem er nicht mehr entinnen kann.**

IX.

Hitler contra Hitler

Als Hitler 1924, des Hochverrats angeklagt, vor Gericht stand, als kein Richter ihm höhnend und brüllend ins Wort fiel und verbot, zu den Motiven seiner Tat zu sprechen, sagte er am Schluß einer stundenlangen pathetischen Verteidigungsrede:

„Wir sind durch die Macht besiegt, niedergeworfen und geknebelt. Macht ist aber niemals identisch mit Recht. Die Achtung vor dem Gesetz ist Stück für Stück zugrunde gegangen, weil das Gesetz nicht mehr identisch war mit der Moral. Die Gesetzgeber von heute machen Gesetze ohne Rücksicht auf Ethik, Moral und Anstand. Aber eines Tages wird ein anderer Gerichtshof gebildet werden, und dann erst wird die Achtung vor dem Gesetz wiederkommen. Ein Staatsanwalt wird in einem Gerichtshof aufstehen und sich gegen die wenden, vor deren Richterstuhl ich jetzt stehe. Er wird sagen: »Ich klage Sie an, weil Sie ein 70-Millionen-Volk vernichtet haben.«“

Damals hatten die Richter Hitler zu fünf Jahren Festung verurteilt; zu einer Ehrenhaft gewissermaßen, die noch im selben Jahr, so versprach es schon beschwichtigend das Urteil, zu Ende sein werde. Und in der Ehrenhaft schrieb Hitler „Mein Kampf“ und darin die Kampfsätze gegen Despotie und für das Recht zum Widerstand:

„Staatsautorität als Selbstzweck kann es nicht geben, da ja in diesem Falle jede Tyrannei auf dieser Welt unangreifbar und geheiligt wäre.“

Wenn durch die Hilfsmittel der Regierungsgewalt ein Volkstum dem Untergang entgegengeführt wird, dann ist die Rebellion eines jeden Angehörigen eines solchen Volkes nicht nur Recht, sondern Pflicht.

Da jede Regierungsgewalt selbstverständlich die Pflicht der Erhaltung der Staatsautorität für sich in Anspruch nimmt, mag sie auch noch so schlecht sein . . . , so wird der Selbsterhaltungstrieb bei Niederkämpfung einer solchen Macht, zur Erringung der Freiheit oder Unabhängigkeit, dieselben Waffen zu führen haben, mittels deren der Gegner sich zu halten versucht. Der Kampf wird demnach so lange mit »legalen« Mitteln gekämpft werden, solange auch die zu stür-

zende Gewalt sich solcher bedient, es wird aber auch nicht vor illegaler zurückzuschrecken sein, wenn auch der Unterdrückter solche anwendet.

Der Selbsterhaltungstrieb der Unterdrückten ist die erhabene Rechtfertigung für ihren Kampf mit allen Waffen . . .

Menschenrecht bricht Staatsrecht.“

Dies stand auf den Seiten 104 und 105 des Buches, das im Deutschland Hitlers als das wichtigste aller Bücher galt und das bis jetzt im Herbst 1944 in elf Millionen Exemplaren unter das Volk gebracht war. Und im Namen eben dieses Volkes quälte eine „Justiz, wie wir sie brauchen“, so nannte Hitler sie händerreibend, jeden zum Galgen, der nach gleichen Rechtsgrundsätzen gehandelt oder auch nur gedacht hatte.

Alles geschah:

„Im Namen des Volkes“

„Wer an dem Sieg zweifelt“, ließ Freisler durch seine Tiraden schimmern, wenn er, von seiner Blutrobe umwallt, für seinen Führer das Spiel vom Volkstribunal stellte, „wer an dem Sieg zweifelt, der zweifelt an dem Führer. Und wer an dem Führer zweifelt, ist ein Verräter; er hat sich auf die Seite des Feindes geschlagen und muß ausgemerzt werden. Ebenso muß jeder ausgemerzt werden, der solchen Verrätern hilft, sich zu verbergen, oder wer ihre Tat deckt oder verschweigt, obwohl er darum weiß.“

Das waren die Rechtsgrundsätze, mit denen Freisler die Würgemaschine, die Hitlers Wut seit dem 20. Juli auf vollen Touren rasen ließ, auch dann noch bei ihrem Tempo hielt, als ihr längst die wirklichen Aktivisten der Verschwörung, die Vorbereiter und Planer des Attentats, geopfert waren.

„Er bringt jedes Konzept durcheinander“, stellte man verärgert sogar in der engen Umgebung Hitlers fest. Denn vor der Öffentlichkeit wurde beharrlich weiter an der Saga von der „ganz unbedeutenden Clique ehrgeizgekränkter, verbrecherischer, dummer Offiziere“ festgehalten, und daran, daß sie schon im ersten und schnellen Zugriff ausgelöscht sei.

Weshalb Hitler die Prozesse trotzdem und obwohl sie ihn bloßstellten, so starr-

köpfig wollte, bleibt heute so rätselhaft, wie es damals vielen war. Vielleicht war es tatsächlich, wie wispernd herumgetragen wurde, allein sein lüsternes Behagen an Freislers zynischer Kabarettistik im Schatten des Galgens, das ihn übersehen ließ, wie voller Entsetzen

und Abscheu die Wirkung war, die sich durch die verschlossenen Türen des Volksgerichtshofes nach draußen ins Volk brach und sich da gegen ihn wandte.

Freisler spürte die Wirkung mehr. Jeder Posteingang hatte während vieler Monate für ihn Briefe, die ihn verachtungsvoll „Schinder“ und „Massenmörder“ nannten. Er las sie aufmerksam und sammelte sie sorgfältig. Er sprach sogar gern von ihnen in gefilmten Verhandlungen, damit man (und vor allem der Führer) von seiner Kaltblütigkeit und Unbeirrbarkeit erfahre. Durch nichts lasse er sich, versicherte er mit seinem langatmigen Pathos, in seiner „soldatischen Treuepflicht“ behindern, alles zur Vernichtung der „ehrlösen Verräter des 20. Juli“ zu tun; durch die Briefe nicht, durch Kritiken nicht, durch Beschwörungen nicht und auch nicht durch die Schwerfälligkeit einer Justiz, die sich sklavisch an überflüssigen Formenkram und an starre Paragraphen gebunden halte.

Wichtig war ihm nur Hitlers Beifall und richtungweisend nur die hinterhältige Marschroute, über die er Schicksale zum Galgen treiben konnte.

Einem Anwalt, der einmal gewagt hatte, zur Verteidigung seines Mandanten das geltende Recht zu beschwören, hielt er bissig scharf entgegen:

„Ihre Ausführungen gingen in juristischer Richtung. Ich war nicht in der Lage, ihnen zu folgen, weil ich allerdings der Meinung bin, daß die Frage der Verurteilung, des Freispruchs oder der Art der Beurteilung eines Angeklagten nicht das Ergebnis einer unverständlichen Geheimwissenschaft sein kann.“

Und als ein anderer Anwalt zum Vorteil seines Klienten einen Gesetzesparagraphen zitierte, den Freisler zu verdrehen suchte, zeigte sich, wie sehr das Gesetz vor diesem Gerichtshof des Volkes einer unverständlichen Geheimwissenschaft zugeteilt wurde. Denn es ließ sich im ganzen Gebäude nicht ein einziges Exemplar des Strafgesetzbuches auftreiben; konsequenterweise nicht, weil die Frage, wer als Hochverräter schuldig zu sprechen sei, allein von Freisler entschieden wurde.

Sein Schuldspruch richtete sich auch nicht danach, in welchem Maße ein Angeklagter am Widerstand beteiligt war. Aus der geringsten nachgewiesenen Beziehung konstruierte Freislers diabolische Dialektik Schuld, die gleich unachtsichtig zu strafen sei wie die der Männer aus den ersten Prozessen, der wirklichen Attentäter.

(Fortsetzung Seite 18)



Oberreichsanwalt Lautz plädiert vor dem Volksgerichtshof am 8. August 1944. In seiner Rede über den Generalleutnant von Hase, den Wehrmacht-Oberbefehlshaber von Berlin, der als letzter Angeklagter vernommen worden war, sagte er: „Von allen Angeklagten, denen an jenem historischen 20. Juli eine Führungsaufgabe zugeordnet war, war von Hase am genauesten darüber im Bilde, was gemacht werden sollte. Während sich die Angeklagten von Witzleben und Höppner noch darauf berufen konnten, in allen Einzelheiten hätten sie das nicht gewußt, war dieser Angeklagte über den Zeitablauf, ja über die Stunde des Anschlags auf die Person des Führers genauestens orientiert.“ (Aus dem „Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher“ vor dem internationalen Militärgerichtshof.)

Da gab es Offiziere, besonders höhere und aus dem Generalstab, die, was sich in der Untersuchung unmißverständlich erwiesen hatte, weder Helfer noch Mitwisser des Attentats gewesen waren, die aber zugeben mußten, daß sie verabredet hatten, gemeinsam auf Hitler einzuwirken, damit er seine taktischen Befehle der Wirklichkeit anpasse, statt mit ihrer Sinnlosigkeit allen Kampf ausichtslos zu machen.

Damit ist der Tatbestand des Hochverrats doch klipp und klar zugegeben, verkündete Freisler. „Schon allein die unverschämte Behauptung, der Führer gefährde den Sieg, und der hochmütige Anspruch, etwas besser wissen zu wollen und etwas besser machen zu können als der Führer, verdienen den Galgentod.“

Da gab es andere Offiziere, die zaudernd und zweifelnd zwischen Ja und Nein gependelt hatten; wieder andere, die klar jede Aktion gegen Hitler abgelehnt, aber ihr Wissen um Pläne verschwiegen hatten, weil sie nicht zu Denunzianten ihrer Kameraden werden wollten; da gab es kleine oder ahnungslose Befehlsempfänger, die am Rand des Unternehmens gehorsam und unwissend ausführten, was ihnen hohe Kommandostellen zu tun aufgegeben hatten — die alle machte Freislers Schuldspruch zu Hochverrättern.

Auf die gleiche willkürliche Art spielte Freisler auch die Zivilisten, die ihm die Gestapo als Teilnehmer des Widerstandes heranschleppte, zum Galgenraum hin. Sie waren, gegen alle Propagandathesen, wie sich bald herausstellte, zahlenmäßig weit stärker als die Militärs, kamen aus allen Kreisen des Volkes, waren Beamte, Wissenschaftler, Künstler, Wirtschaftler, Juristen, Geistliche, Arbeiter, Diplomaten, ehemalige Gewerkschaftsführer, Funktionäre aller Parteien der vorhitlerischen Zeit, und viele waren Angehörige alten Adels. Sie hatten sich keineswegs alle in Widerstandskreisen zusammengeschlossen; es gab viele Einzelgänger unter ihnen; die meisten, so erwies es sich, hatten nie an einen gewaltsamen Putsch gegen Hitler gedacht.

In Freislers Spiel waren sie gleich schuldig, mochten sie wirkliche Aktivisten der Verschwörung gewesen sein oder nur einer schweigenden Opposition angehörig.

Am wildesten höhnte und eiferte seine Vernichtungswut, wenn sie auf Gesinnung stieß, die sich zu anderen Größen als dem Totalitätsanspruch Hitlers bekannte, zu Gott, Gewissen und Vernunft.

„Hier sieht man“, proklamierte der Parteiredner in roter Robe dann, „wo die Seele der Verschwörung in Wirklichkeit steckt: in diesen Dunkelmännern, diesen schwarzen Reaktionären, diesen Geistlichen, die ihr Beruf schon zu Deutschlands Feinden macht, und in allen, die sich bei den Kirchenmännern Rat holen.“

„Einen Bischof haben Sie besucht?“ raunte er Graf Moltke an. „Was haben Sie bei einem Bischof, bei irgendeinem Bischof verloren? Wo ist Ihre Befehlsstelle? Ihre Befehlsstelle sind der Führer und die NSDAP. Für Sie so gut wie für jeden anderen Deutschen, und wer sich seine Befehle in noch so getarnter Form bei den Hütern des Jenseits holt, der holt sie sich beim Feind und wird so behandelt werden.“

In einem Brief an seine Frau, den nach dem Todesurteil Gefängnispfarrer Pöschau aus der Todeszelle nach draußen schmuggelte, schrieb Moltke, Freislers Urteil habe festgestellt, daß keiner aus Moltkes Kreis Gewalt habe anwenden wollen, daß auch der Kreis noch keine organisatorischen Schritte zum Widerstand getan habe. Allein der Gedanke, das Chaos des Nachkrieges mit Christentum zu überwinden, fordere hier Köpfe, allein der Gedanke an eine revolutionäre Humanitas führe zum Galgen.

Freisler schreibt Gedichte

In der Bellevuestraße, dem Volksgerichtshof gegenüber, hatte in einem der Häuser mit ihren verblichenen Gesichtern der Jahrhundertwende der „Nationale Klub 1919“ seine Räume. Die Mitglieder des Klubs, durch Statuten auf eine bestimmte Anzahl beschränkt, waren Industrielle, höhere Staatsbeamte und höhere Offiziere. Da der Klub einen wohlgefüllten Weinkeller hatte, mit seinem Bestand nicht allzusehr geizte und auch jetzt nach vier Jahren Krieg im Gegensatz zu den meisten Restaurants

eine gepflegte Küche führte, waren seine Räume aus der Verschlafenheit früherer Jahre nun zu einem Treffpunkt munterer Geselligkeit geworden. Um auch Beziehungen zu den drängenden Problemen der Zeit zu demonstrieren, hatte sich die Gewohnheit herangebildet, daß in jeder Woche an einem Abend ein Mitglied des Klubs sich zu einem Vortrag bereit fand.

Roland Freisler, der erst spät Mitglied dieses Klubs geworden war, fand an manchen solcher Abende zwar ein willkommenes Podium, aber keineswegs ein dankbares Publikum.



Das Tor, durch das kein Verurteilter zweimal ging. Es schloß die Hinrichtungsstätte in Plötzensee von den übrigen Gebäuden des Gefängnisses ab. Seine Schwelle überschritten die zahllosen Opfer Freislers ohne Hoffnung, ohne Trost. Hinter ihr wohnte der Tod. Nur in den frühen Morgenstunden wurde hier die Stille unterbrochen, wenn sich die Eisentür in den rostigen Angeln kreischend drehte, die Verurteilten ihren letzten Gang gingen. Das mahnende Symbol der Nächstenliebe und der großen Versöhnung, die Kirche mit ihren Türmen, ragte in sichtbarem Widerspruch über die Szenerie der Richtstätte.

Während der Wochen, da er gehetzt und brüllend drüben auf der anderen Seite der Straße oder im Kammergericht fast täglich seine Todesurteile in die Maschine diktierte, ließ er plötzlich die Klubleitung wissen, er möchte an einem Abend dort sprechen, und er bat, Sorge dafür zu tragen, daß möglichst viele Klubmitglieder anwesend seien.

Der Abend kam. Und da man erwartete, daß er zu den Prozessen spreche, kamen viele Hörer.

Freislers Schauspielergesicht war, als er zu sprechen begann, dunkel vor Schwermut.

„Jetzt sei es“, begann er gedämpft, aber mit pathetisch pastoraler Stimme, „jetzt sei mir erlaubt, Sie mit dem Werk eines Dichters — noch will ich den Namen nicht nennen — bekannt zu machen, einem Werk, das seine Wurzeln in der Deutung einer revolutionären Humanitas hat.“

Freisler machte eine Pause, räusperte sich und sah sich tiefsinnig um, als wolle er die Wirkung seiner Ankündigung prüfen. Dann legte er mit Schwung los. Er las nicht vor, er deklamierte. Er hatte offenbar auswendig gelernt, was er aus dem Werk des „Dichters“ vortrug. Es war, so erkannte man, das Kapitel eines Romans, eine wilde, aufregende Geschichte von einem Spießrutenlaufen unter Landsknechten, grausam und blutrünstig, mit vielen wirren Einzelheiten. Was hier berichtet wurde, rechtfertigte in keiner Weise die hohe Feierlichkeit des Vortrages und das gewaltige Pathos. Es war ein langes Kapitel, und die Geduld und das Trommelfell aller, die es hören mußten, wurden übermäßig strapaziert. Einzig hingerissen schien nur Freisler selbst.

(Fortsetzung Seite 20)

Als er endlich schwieg, war verlegene Stille. Freisler nahm aus der Akten tasche, die er vor sich hingelegt hatte, mit flatternden Händen ein dickes Manuskript und legte es auf das Pult. Dann legte er bedeutsam beide Hände auf das Manuskript, sah sich wieder mit schwermütigem Gesicht um und sagte ergriffen: „Dies ist das Werk. Es heißt »Hutten«. Und der Dichter bin ich.“



Eine peinliche Minute lang ließ sein schamloses Geständnis alle verlegen schweigen. Und in ein kleines, zögerndes Händeklatschen hinein, das dann kam, sagte einer: „Na, dann mal Prost!“

Gegenspieler im Dritten Reich

Im späten Herbst dieses Jahres, als die großen Fälle mit den bekannten Namen abgeurteilt waren, mußte Freisler mit Erbitterung spüren, wie sich die Aufmerksamkeit Hitlers von seinem Prozeßspiel abwandte. Hinkel schickte nicht mehr seine Kameraleute, und hohe Par-

teistellen, Ministerien und die Führung der Wehrmacht entsandten keine Vertreter mehr. Bei manchen Prozessen saßen auf den Plätzen der Zuhörer nur Vertreter der Gestapo und ein Berichtler Bormanns. Nun wechselte auch wieder der Schauplatz der Auftritte aus der kalten Pracht des Kammergerichts zurück in die Bellevuestraße in die zwei dürrtigen und engen Verhandlungsräume, die sich kaum von der Kneipenhinterstube unterschieden, in der sich Freisler zu Beginn seiner politischen Umtreiberei mit seinen Parteirabauken zusammengefunden hatte.

Freislers Spiel wird matter, wollten manche wissen, wie etwa das Spiel eines Mimen, den Geringschätzung von einem großen Theater weg auf eine Dorfbühne verschoben hat, matter wird.

Jetzt sah Thierack — er hatte mißgünstig und eifersüchtig Freisler sich in Hitlers launische Gunst spielen sehen — endlich die Zeit gekommen, den

Verhafteten wieder unter eigene Kontrolle zu bringen.

Es sei Schluß mit den Prozessen zu machen, ordnete er an. Den Rest der Affäre werde die Gestapo besser bereinigen; und er ließ durchblicken, daß die Gestapo auf eine weniger laute und beunruhigende Art mit dem ganzen Komplex fertig werde, als es den lärmenden und anstößigen Methoden Freislers gelungen sei.

Doch Freisler blieb mit gereiztem Starrsinn dabei, auf Befehl und im Auftrage des Führers zu handeln. Er werde also

erst auf direkte Anweisung Hitlers von seiner Aufgabe lassen.

Im Winter endlich konnte Thierack ihm triumphierend den Befehl Hitlers melden, daß der Volksgerichtshof als Liquidator des 20.-Juli-Widerstandes nur bis zum April 1945 zu fungieren habe. Was danach als Rest bleibe, habe allein die Gestapo zu erledigen.

Wieder sah sich Freisler zurückgesetzt, und wieder, wie ehemals, stand er mit eifersüchtiger, gekränkter Wut gegen den Machtapparat der Gestapo, die seinen Ehrgeiz überspielte. Es kam dahin, daß er unbeherrscht seine Wut in manchen Verhandlungen durchschimmern ließ. Geschickte Verteidiger nahmen sie wahr und suchten sie zum Vorteil ihrer Mandanten zu nutzen.

Die Gestapo nämlich, wildwütig versessen auf Vernehmungserfolge, hatte bei ihrer Untersuchung gegen die des Widerstandes Beschuldigten ihr raffiniertestes und grausamstes System der Folterung mobilisiert. Nach den gültigen gesetzlichen Vorschriften sollte den Vernehmungsprotokollen eines Gefolterten, der dem Volksgerichtshof zugeführt wurde, ein Blatt beigelegt sein, das auf die verschärfte Vernehmung, so hieß die Folterung amtlich, ausdrücklich hinwies. Doch obwohl fast alle, die jetzt in die Untersuchung hineingerieten, in schwerster Weise gemartert wurden — manche auf direkte Weisung Hitlers, die meisten aber nach Willkür der Vernehmer —, wies nichts in den Akten, die zum Volksgerichtshof kamen, darauf hin.

Für einen Verteidiger kam es nun darauf an, von seinen Mandanten zu erfahren, ob die Geständnisse vor der Gestapo unter dem Zwang der Folterung abgegeben worden waren. Das war keineswegs immer leicht. Denn viele der Angeklagten trauten ihren Anwälten nicht und schon gar nicht der Zusicherung, es könne damit einiges gewonnen werden. Es werde vielmehr Schlimmeres zu erwarten sein, fürchteten sie. Denn vor der Rache der Gestapo und vor noch grausameren Wiederholungen der Martern gab es keinen Schutz. Nein, lieber das Risiko des Todesurteils.

Tatsächlich aber ließ sich, wenn Freisler davon zu überzeugen war, daß brutaler Gestapozwang die Geständnisprotokolle diktiert hatte, einiges für den Angeklagten erreichen. Freisler, der Verächter allen „Formenkrams“, besann sich nun, da es um eine Formverletzung der Gestapo ging — einen peinlichen Beweis ihrer Unzulänglichkeit sozusagen —, pedantisch der gesetzlichen Vorschrift. Er lud den Vernehmungsbeamten vor und fragte ihn, ob Zwang angewandt worden sei und warum im Protokoll der Hinweis auf die verschärfte Vernehmung fehle. Fast immer gab der Gestapobeamte die stereotype Erklärung ab, auf Befehl des Reichsführers SS und aus innerdienstlichen Gründen nichts aussagen zu dürfen. Damit war für Freisler unrechtmäßiger Geständniszwang zugegeben, und er erklärte, daß er von den Protokollen, die den Angeklagten belasteten, keinen Gebrauch mache.

Das rettete, wollten Verteidiger wissen, manchem Angeklagten das Leben.

Zermürbungstechnik

Eines der seltsamsten Schicksale, das sich dadurch wendete, war das Fabian v. Schlabrendorffs.

Oberleutnant v. Schlabrendorff, im Zivilberuf Anwalt, Mitte der Dreißig, war der Adjutant Generalmajors v. Tresckow, dem Generalstabschef der 2. Armee, die in der Mitte der Ostfront stand. Am Tage nach dem 20. Juli fand man Generalmajor v. Tresckow in der Hauptkampflinie tot mit zerschmettertem Schädel. Der Wehrmachtbericht meldete, er sei an der Spitze seiner Truppe gefallen; der Oberbefehlshaber nannte ihn in einem Armeebefehl „einen der Besten, dem nachzueifern sei“. Die Leiche v. Tresckows wurde in seine Heimat übergeführt und neben den Gräbern seiner Eltern mit allen militärischen Ehren bestattet. — Wenige Tage später stellte sich heraus, daß v. Tresckow zu den Hauptbeteiligten an den Attentatsvorbereitungen gegen Hitler gehörte.

Da v. Tresckow der Gestapo entgangen war, griff sie nach seinem Adjutanten.

hatte ganz einfach, und das ist verständlich, Angst, daß er die ganze Prozedur zum drittenmal über sich ergehen lassen müßte. Er wollte die Schinderei hinter sich haben. Alles andere war ihm gleichgültig."

"Hat v. Schlabrendorff den Namen des Kommissars erfahren?" fragte Freisler. "Es gehörte doch nicht zur Gewohnheit dieser Herren von der Gestapo, sich ihren Häftlingen vorzustellen."

"Habecker heißt der Mann", wußte der Anwalt.

"Sie sind ja erstaunlich gut informiert, jetzt fehlt nur noch, daß Sie Zeugen für v. Schlabrendorffs Behauptung haben."

"Habe ich auch", triumphierte der Anwalt. "Durch reinen Zufall. Als ich v. Schlabrendorff vorgestern in der Haft besuchte, wollte es dieser Zufall, daß mich v. Schlabrendorff auf einen der beiden Beamten, die sich der Kommissar zur Hilfe herangeholt hatte, aufmerksam machen konnte. Gerade dieser Beamte wird die Folter, falls Habecker bestreitet, ziemlich sicher bezeugen. Denn er hat, als er ihn nach der zweiten Quälerei in die Zelle brachte, v. Schlabrendorff offenbar ehrlich versichert, wie leid ihm die ganze Prozedur sei, zu der ihn Habecker gezwungen hatte. Laden Sie ihn doch vor, Herr Präsident."

"Wir wollen sehen, was gleich in der Verhandlung herauskommt", wick Freisler unbestimmt aus.

Für diesen Prozeßtag hatte Freisler sechs Hochverratsfälle auf sein Programm gesetzt. Doch zeigte sich bald, wie übrigens oft zuvor, daß sie sich seinem forcierten Verhandlungstempo nicht anpaßten und darum nicht bis zum Abend zu erledigen sein würden. Er löste also

den Fall v. Schlabrendorff heraus und verkündete, er sei vertagt. Von Schlabrendorff durfte jedoch, gegen jeden Brauch, im Saal bleiben und erfuhr so im zynischen Anschauungsunterricht, wie total ausgeliefert an Freislers höhnische

dorff, gleich plump, wie sie auch die Gestapo neben den körperlichen Martern angewandt hatte.

Da hatten sie ihn eines Tages, natürlich schwer gefesselt, in einen Wagen gepackt und zum Konzentrationslager Sachsenhausen hinausgefahren und dort auf einen Schießstand gebracht.



"Merken Sie, was Ihnen jetzt blüht?" fragte der Gestapokommissar mit feixender Fratze. "Aber erst haben wir für Sie noch etwas anderes in petto. Kommen Sie."

Von Schlabrendorff wurde dann in den Raum eines kleinen Gebäudes geleitet. Der Raum, mit grauen, nackten Wänden, grauem Betonfußboden und grauem Licht war leer bis auf einen Sarg, an dem noch dick und glänzend naß Lehmbrocken klebten. Von Schlabrendorff wurde an

den Sarg gestoßen. Der wurde geöffnet, und v. Schlabrendorffs entsetzter Blick erkannte General v. Tresckows halb verwesenen Leichnam, den Hitlers Haß aus dem Grabe gezerrt hatte.

"Gestehen Sie jetzt?"

"Ich habe nichts zu gestehen."

Dann wurde v. Tresckows Leiche in einen Nebenraum geschleift und dort in einen großen Ofen gestoßen. Von Schlabrendorff mußte zusehen, wie sie verbrannte; dabei immer bedrängt von Fragen, Beschwörungen und Drohungen. Er war zutiefst aufgewühlt und erschüttert. Aber er blieb dabei, nicht mehr zu wissen, als er angeben hatte.

Diese ganze schauerliche Prozedur hatte v. Schlabrendorff im Bericht seiner Marterungen dem Anwalt verschwiegen. Sie hätte auch nichts gegolten, empfand er nun, als er, ein Zuschauer des Bluttribunals, Freislers Lust am folternden Spiel erlebte.

Von Schlabrendorffs neuer Prozeßtermin sollte am 13. Januar sein. Als es soweit war, verhandelte Freisler wieder nicht und bestimmte zum Prozeßtag den 3. Februar.

"Zeit gewonnen, viel gewonnen", beschwichtigte der Anwalt v. Schlabrendorffs Unruhe. Er verschwieg, daß v. Schlabrendorffs Sache sich zum Schlechten gewendet hatte, da Freisler bei anderen Prozessen an sie erinnert worden war und sich darum abgeneigt zeigte, die Bedeutung des erpreßten Geständnisses zu bagatellisieren.

In der nächsten Ausgabe:
Die letzten Todesurteile
Freislers Ende

Auf der Jalta-Konferenz 1945 tritt die Sowjet-Union der UNO bei. Roosevelt glaubte, einen diplomatischen Sieg über Stalin errungen zu haben. Das war sein Fehler. Chester Wilmut schreibt in seinem Buch „Der Kampf um Europa“ darüber das spannendste Kapitel: Das war

Stalins größter Sieg

III.

Nach der erregten Auseinandersetzung zwischen Stalin und Churchill über die Zukunft Polens war die Atmosphäre außerordentlich gespannt. Sowohl in der amerikanischen wie in der englischen Delegation herrschte tiefer Pessimismus.

Am Abend richtete Roosevelt ein veröhnlich gehaltenes Schreiben an Stalin. Er wollte vermitteln. Aber damit setzte er seine eigene Unabhängigkeit aufs Spiel. Zwar opponierte er in seinem Brief weiterhin gegen das Lubliner Komitee: „Die Vereinigten Staaten werden niemals eine provisorische Regierung in Polen unterstützen, die ihren Interessen feindlich gesinnt ist“, lenkte aber im nächsten Satz ein: „Ich bin fest entschlossen, es nicht zum Bruch zwischen der Sowjet-Union und den Vereinigten Staaten kommen zu lassen.“

Mit dieser Erklärung gab er sich Stalin in die Hand. Zumindest mußte Stalin aus ihr entnehmen, daß die Vereinigten Staaten nachgeben würden, wenn Polen zum Streitfall gemacht werden sollte.

Beim nächsten Zusammentreffen der Großen Drei — es war am Nachmittag des 7. Februar 1945 — dankte Stalin für Roosevelts Brief und fuhr dann fort:

„Meine Antwort ist leider noch nicht fertig; sie wird im Augenblick getippt. Ich schlage vor, daß wir uns unterdessen über die Friedensorganisation unterhalten.“

Roosevelt war damit einverstanden. Fast im selben Augenblick erhob sich Molotow und erklärte:

„Die Sowjet-Union schätzt sich glücklich, den amerikanischen Vorschlag über die Abstimmung im Sicherheitsrat voll und ganz anzunehmen. Sodann verzichten wir auf unsere Forderung, alle 16 Republiken der Sowjet-Union als Mitglieder in die UNO aufnehmen zu lassen. Wir sind damit zufrieden, wenn die Ukraine und Weißrußland je einen Sitz erhalten.“

Von dieser plötzlichen Bereitschaft Stalins, den Vereinten Nationen beizutreten, waren Roosevelt und Churchill entzückt. Sie hatten bis dahin gefürchtet, daß Stalin nur an der Schaffung eines Dreimächtebündnisses interessiert gewesen sei. Und nun sahen oder glaubten sie, daß er gerade in den beiden für die UNO lebenswichtigen Punkten, denen gegenüber er sich bisher unbeugsam ver-

halten hatte, wesentliche Konzessionen machte.

Daß Stalin in der UNO insgesamt drei Sitze für Rußland forderte, erschien Roosevelt „nicht als widersinnig“. Er betrachtete dies als einen geringen Preis für die sowjetische Mitarbeit. Und auch Churchill konnte dagegen nichts einwenden: Es war bereits beschlossen worden, daß Großbritannien, die vier Dominien und Indien je einen Sitz in der Generalversammlung der UNO erhalten sollten.

Am meisten beglückt war Roosevelt. Jedenfalls glaubte er, Stalin dafür gewonnen zu haben, nicht nur die souveränen Rechte der kleinen Nationen anzuerkennen, sondern auch im Einklang mit den anderen Großmächten an der Erhaltung des Friedens und der Ausdehnung der Freiheit mitzuwirken.

Roosevelts Auffassung schien noch bekräftigt zu werden, als dann Stalin die Teilnahme der Sowjet-Union an der ersten Konferenz der Vereinten Nationen in San Franzisko zusicherte. Im gleichen Atemzug versprach Stalin, daß die Sowjet-Union, falls Roosevelt auch für Amerika drei Sitze in der UNO-Ge-

neralversammlung wünsche, eine solche Forderung unterstützen werde. Dieses Versprechen machte er am letzten Tage der Jalta-Konferenz noch schriftlich. Aber Roosevelt hat sich später dafür entschieden, für Amerika keine drei Sitze zu beanspruchen.

In der glücklichen Stimmung jener Nachmittagssitzung zweifelte auf seiten der Amerikaner und Engländer kaum jemand daran, daß Stalins Konzessionen ernst gemeint seien. Man glaubte, einen wesentlichen diplomatischen Sieg errungen zu haben, und Roosevelt freute sich, daß er die lange und schwierige Reise nicht umsonst gemacht hatte. Daß die Russen eines Tages ihr Vetorecht mißbrauchen, mit ihm Diskussionen stören, Beschlüsse verhindern und es sogar auf Verfahrensfragen anwenden sollten, war damals noch nicht vorauszusehen. Während der kurzen Pause, die der Diskussion folgte, bestand unter den westlichen Delegierten die vorherrschende Meinung, daß Stalins Konzessionen einen entscheidenden Umschwung herbeigeführt hätten.

Betrachtet man aber diese Konzessionen im Zusammenhang mit dem, was

später vor Prozeßbeginn der Anwalt zu Freisler.

Der blätterte zerfahren in dem Akt v. Schlabrendorff und hörte ungeduldig zu.

„Was v. Schlabrendorff unterschrieben hat, hätte jeder unterschrieben, der so gefoltert worden wäre. Mit harten Faustschlägen und Tritten fing der Gestapokommissar an. Seine Sekretärin, ein junges, zwanzigjähriges Ding, machte mit. Sie spuckte und schlug v. Schlabrendorff ins Gesicht, wann immer es ihr einfiel. Kommissar und Sekretärin hatten ihre Freude daran, wenn sie v. Schlabrendorff, der ständig an Händen und Füßen schwer gefesselt war, vom Stuhl schlagen konnten. Dann, als diese Rüpeleien keine Geständnisse zusammenbrachten, ging der Gestapokommissar zur ausgeklügeltsten Foltertechnik über. Er hatte dafür vier Grade. Und alle vier exerzierte er durch. Zwei Gestapobeamte und die Sekretärin halfen ihm dabei.

Von Schlabrendorff bekam über seine Hände, sie waren ihm auf dem Rücken gefesselt, einen Apparat gestülpt, der, starr natürlich, aber nach der Art von Handschuhen jeden Finger einzeln umschloß. Innen waren spitze Stacheln. Mit einer Schraube wurde der Apparat zusammengepreßt, die Stacheln bohrten sich in die Hände, und die Finger wurden gequetscht.

Damit erreichten sie nichts.

Dann zogen sie v. Schlabrendorff Schuhe und Strümpfe aus, er mußte sich bäuchlings auf ein niedriges, langes Gerüst legen, eine Art Bettgestell, darauf banden sie ihn fest. Über den Kopf bekam er eine Decke. Über die Beine bekam er Stahlgamaschen, die innen spitze Dornen hatten. Mit einem Mechanismus wurden die Stahlgamaschen zusammengepreßt, und die Dornen bohrten sich langsam und tief ins Fleisch.

Auch das brachte kein Geständnis.

Danach begann die Tortur mit dem Gestell. Es hatte einen Mechanismus, mit dem es längs auseinandergezogen werden konnte. Langsam oder ruckartig, ganz, wie es der Kommissar wollte. Und langsam oder ruckartig wurde der auf dem Gestell gefesselte Körper von v. Schlabrendorff auseinandergedehnt. Viele Male.

Auch ohne Erfolg für den Kommissar. Aber sein Programm war noch nicht erschöpft.

Er ließ v. Schlabrendorff krummschließen und dann mit Knüppeln auf ihn einschlagen. Beharrlich und genießerisch, bis v. Schlabrendorff besinnungslos war.

Man schleifte v. Schlabrendorff in die Zelle zurück, ließ ihm eine Woche Zeit, sich notdürftig auszukurieren, und dann wurde die ganze Prozedur wiederholt. Vier Stunden lang. Jetzt endlich unterschrieb v. Schlabrendorff. „Ich hätte auch unterschrieben. Früher schon. Und ich glaube, jeder hätte es getan“, schloß der Anwalt.

„Das mag alles gut und schön sein“, sagte Freisler gleichgültig, „aber hier aus dem Akt ergibt sich, daß v. Schlabrendorff drei Tage später ein neues Protokoll, in dem er sein Geständnis wiederholte, unterschrieben hat.“

„Natürlich hat er unterschrieben“, sagte der Anwalt, „er war fertig. Und dann hat der Kommissar ganz deutlich zu diesem Bettgestell, das noch im Zimmer war, hingewinkt. Von Schlabrendorff

Von Schlabrendorff müsse, schloß sie, zumindest Mitwisser sein, wahrscheinlich aber Beteiligter.

Tatsächlich war v. Schlabrendorff in einem ganz starken Maße beteiligt. Aber als er in der ersten Vernehmung merkte, daß der Verdacht der Gestapo nur auf Vermutungen, aber auf keinerlei Beweis gestützt war, leugnete er beharrlich.

„Wir werden schon erfahren, was wir wissen wollen“, drohte der vernehmende Kommissar. „Wir kriegen hier jeden mürbe.“

Und eine grausame Zermürbungstechnik begann und schraubte ihre Methoden vom Grausamen zum Grausamsten.

Trotzdem dauerte es Monate, bis v. Schlabrendorff ein Protokoll unterschrieb, das ihn reif zur Anklage und zum Todesurteil machte. Er wurde, gleich den anderen angeklagten Offizieren, auf Grund des Protokolls aus der Wehrmacht ausgeschlossen, seine Akten gingen zum Volksgerichtshof, von da kam — jetzt nach mehrmonatiger Haft — ein Haftbefehl, und eines Tages im Dezember erschien bei ihm ein Anwalt, stellte sich als Verteidiger vor und erklärte, in zwei Tagen sei vor Freisler der Prozeß. Die Aussichten seien nach seiner Erfahrung und Aktenkenntnis schlecht, ließ der Anwalt behutsam wissen. Das Geständnis werde wohl zu einem Todesurteil führen. Ob es unter Zwang abgegeben sei? Ob man Foltern angewandt habe?

Von Schlabrendorff zögerte.

„Sie dürfen damit nicht hinterm Berg halten. Das ist die einzige Chance, die Sie vielleicht noch retten kann“, drängte der Anwalt.

Dann verriet er, daß er bereits einiges erfahren habe, was auf Mißhandlungen hinweise. Tags zuvor sei die Schwester v. Schlabrendorffs bei ihm gewesen und habe erzählt, die Wäsche ihres Bruders, die sie vor Wochen aus dem Gefängnis abgeholt habe, sei ganz blutig gewesen.

„Warum blutig?“

Nun gab v. Schlabrendorff zu.

„Die Gestapo ist besonders scheußlich mit ihm umgegangen“, sagte zwei Tage

Bitte „Kopf“ weg!

(b = a ohne den Anfangsbuchstaben)

- 1. a) Man pflegt es der Liebsten
in Briefen zu senden . . . Gruß
- b) Schwärzt jeden, der's kehrt,
an Körper und Händen . . . Ruß
- 2. a) Japaner essen's und Chi-
nesen
- b) Ist ursprünglich fließendes
Wasser gewesen
- 3. a) Bracht' manchem Seemann
schon den Tod
- b) Die Damen mögen's gerne
rot
- 4. a) Manch junger Mann so heißt
- b) Zuweilen es am Kopf dich
beißt
- 5. a) Es ist ein Kohlkopf ohne
Blätter
- b) Labsal — besonders bei hei-
ßem Wetter

ROLAND FREISLER

Der Anwalt des Teufels

VON ANTON GELDNER

Freisler betrachtete sich als „Vollstrecker des Hitler-Willens“. Er war fest entschlossen, keinen Prozeß über die Vorgänge des 20. Juli an einen anderen Richter abzugeben. Maßloser Ehrgeiz verleitete ihn hierzu. So verstrickte er sich mehr und mehr in das große Unrecht. Eines aber zeigte sich bei den großen Schauprozessen gegen die Männer des 20. Juli: die Angeklagten wurden zu Anklägern!

ohne von irgendwelchen Hintergründen etwas zu wissen, Weisungen weitergegeben.

Gegen alle diese Offiziere stand die Anklage auf so wackligen Füßen, daß der Oberreichsanwalt, der in der ersten Zuhörerbank als Beobachter dem Prozeß beiwohnte, den plädierenden Staatsanwalt anwies, Freispruch für die Angeklagten zu beantragen. Die Plädoyers waren am Abend des ersten Prozeßtages. Es war spät, und da das Gericht es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, nach Beginn der Verdunklung nicht mehr zu verhandeln, wollte es die Urteilsprüche am nächsten Tag beraten und verkünden. Für alle Angeklagten war nach Lage der Dinge und nachdem sich der Oberreichsanwalt dafür ausgesprochen hatte, mit Freisprüchen zu rechnen.

Es wären die ersten Freisprüche im 20.-Juli-Komplex gewesen.

Doch am frühen Morgen des nächsten Tages, vor Verhandlungsbeginn, erschien Freisler, der von den Anträgen gehört hatte, rasend vor Wut im Kammergericht, wo der Prozeß stattfand, und raunzte die Richter an.

„Dieser ganze Prozeß wird vertagt!“ forderte er kategorisch.

Seine Absicht war, sich den neuen Termin selbst zuzuweisen und die Sache dann so hinzubiegen, daß Urteile herauskamen, wie er sie wollte. Er schüchtelte den jungen Staatsanwalt ein, und als dann die Verhandlung wieder aufgenommen wurde und Nebelung, der Vorsitzende, fragte, ob Verteidigung oder Anklage noch etwas zu sagen hätten, erklärte der Ankläger Harzmann, er bitte um Vertagung, da sich noch neue Ermittlungen als notwendig erwiesen hätten. Das Gericht — es zog sich nun zur Beratung zurück — verhandelte lange. Offenbar wurde hinter der geschlossenen Tür hart gekämpft. Dann verkündete Nebelung die Vertagung. Nur v. Ramin wurde freigesprochen.

Freisler tobte, als er von dem Freispruch hörte.

„Nichts kann man anderen überlassen!“ brüllte er. „Ich werde in keinem einzigen 20.-Juli-Prozeß mehr einen anderen Richter judizieren lassen.“

(Fortsetzung Seite 18)

VIII.

Justizmord ohne Ende

Als die Anklageakten immer mehr anschwellen und von oben immer stärker auf Beschleunigung gedrängt wurde, wies Freisler widerwillig dem Senatspräsidenten Nebelung einige Fälle zu.

Nebelung behandelte sie in einem Prozeß am 19. September. Und am Abend dieses Tages tobte Freisler: „Auf keinen ist Verlaß! Auf keinen! Alles geht schief, was man nicht selbst macht!“

Es ging in diesem Prozeß um drei Offiziere, denen die Anklage Beteiligung am 20. Juli vorgeworfen hatte. Der jüngste war ein Hauptmann v. Ramin. Er war von der Front weg zum OKW versetzt worden und hatte da genau am Morgen des 20. Juli seinen Dienst bei Oberst v. Quirnheim begonnen. Er soll sich, hat ihm der Oberst gesagt, einarbeiten, ruhig und nicht überstürzt, und sich Zeit lassen. Von Ramin saß also, sich selbst und unwichtiger Post überlassen, im Vorzimmer seines Chefs. Der Durchgangsbetrieb zum Chefzimmer schien ihm zwar unruhig, aber er machte sich keine Gedanken darüber, da er die Verhältnisse in seiner neuen Dienststelle noch nicht kannte. Als Hitlers Tod gemeldet wurde, übergab ihm sein Chef ein Fernschreiben, das irgendwelche Maßnahmen anordnete. Hochverräterisches war nicht herauszulesen. Er solle es mit Abschriften vergleichen, die an verschiedene Dienststellen hinausgehen sollten. Das war v. Ramins ganze Beteiligung.

Gleich unbeteiligt waren, das stellte sich in der Verhandlung heraus, zwei mitangeklagte Offiziere der Kommandantur Berlin, Oberstleutnant Schöne und Major Graf Schack. Beide hatten, ohne im mindesten von den Hintergründen des Putschplanes auch nur etwas zu ahnen, einfach Befehle weitergegeben, die ihnen vom OKW übermittelt worden waren.

Außer ihnen saß noch auf der Anklagebank Oberstleutnant Engelhorn, ein typischer Frontsoldat, erst seit einigen Monaten Angehöriger des Amtes Abwehr, der nach der Verhaftung Canaris' Kaltenbrunner unterstand. Auch Engelhorn hatte, gemäß den Befehlen des OKW,



In ihrer Verteidigung beschränkt, von Freisler verhöhnt und beschimpft, standen die Männer des 20. Juli vor dem Tribunal des Volksgerichtshofes. Man hatte ihnen Pflichtverteidiger zugewiesen. Auf entscheidende Fragen Freislers durften sie nur mit Ja oder Nein antworten. — Der ehemalige Generaloberst Höppner (Bild links) wußte, daß Freisler ihn haßte und ihn zum Tode verurteilen würde. Er war 1942 aus der Wehrmacht ausgestoßen worden; ihm wurden damals Feigheit und Ungehorsam vorgeworfen. Da hatte er sich mit denen verbündet, die das verhaßte Regime stürzen wollten. „Sie sind ein Schweinehund!“ brüllte Freisler ihn an. Der ehemalige Militär antwortete ihm nicht. Nach dem Versuch einer Rechtfertigung schwieg auch der frühere Botschafter in Rom, Ulrich von Hassell (Bild rechts). Er, dessen Diplomatie und elegante Verhandlungstechnik das Ausland stets bewundert hatte, fand in Freisler seinen erbarmungslosen Richter.



Sie waren entschiedene Gegner der Diktatur und mit Generalleutnant von Hase (Bild links), dem Berliner Wehrmachtkommandanten, bereit, die Nazi-Ministerien zu besetzen. Unerschrocken hörte sich Dr. Josef Wirmer (Bild rechts), ein überzeugter Katholik, die Anklagen und Fragen Freislers an. Voller Verachtung über den Menschen, der sich als sein Richter aufspielte, machte er seine Aussagen.

Drei Wochen später standen die drei anderen Offiziere, die so nahe ihrer Freiheit gewesen waren, vor Freisler. Er verurteilte sie, wie jeder erwartete, zum Tode. Nur auf eine Beschlagnahme des Vermögens verzichtete er.

Die Verteidiger der Angeklagten machten ein Gnadengesuch. Der Oberreichsanwalt befürwortete es. Thierack gab es, gegen seine Gewohnheit, sogar an Hitler weiter. Der lehnte ab. Er änderte gnädig nur die Vollstreckungsart. Statt des Stranges die Kugel.

Die große Anklage

Nein, es gab keine Nachsicht bei Hitler. Es kamen aus seiner Umgebung geflüsterte Gerüchte, die verrieten, daß er am 20. Juli doch empfindlicher angeschlagen worden war, als er es vor der Welt wahrhaben wollte. Mit krummem Rücken, flatternden Händen, von Angst bedrängt, von Mißtrauen zerfressen und von Haß geätzt, geisterte er innerhalb des vielfach gesicherten engen Bezirkes seines Hauptquartiers umher und geiferte in blutrünstigem Jargon blindwütig nach Rache. Keinen Tag gab es ohne sein Rachegeheul. Keinen einzigen Tag durch viele Wochen hindurch.

„Die Gestapo hat geschlafen“, so schnauzte er hysterisch. „Wozu ist die eigentlich da? Sie arbeitet zu müde und zu lasch. Aber jetzt werde ich ihr auf die Sprünge helfen.“

Tatsächlich hatte die Gestapo bis zum 20. Juli nicht das mindeste von einer organisierten Widerstandsbewegung, wie sie sich jetzt, dazu noch in so weiter Verzweigung, enthüllte, geahnt. Ihre argwöhnische Wachsamkeit und ihr raffiniertes Spitzelsystem hatten versagt. Nun, von Hitler mit zornigem Mißtrauen bedacht, von ihm gehetzt und kontrolliert, versuchte sie überstürzt aufzuholen. Heinrich Müller, als Amtschef IV des Reichssicherheitshauptamtes Leiter der Gestapo und ihr finsterster Zelot und unbarmherzigster Schinder, tat in einer Sonderkommission 20. Juli mehr als 500 seiner bewährtesten Leute zusammen, verschlagene Aufspürer und Vernehmer, brutale Schläger und Fachleute raffiniertester Marterungen. Jeder von ihnen gierte nach Erfolgen. Täglich wurden ihre Ermittlungsergebnisse von einer besonderen Abteilung überprüft und in einem Bericht zusammengefaßt, den ein Kurier sofort zu Hitler bringen mußte.

Hitler verschlang diese Tagesberichte, wie man wußte, geradezu. Und an jedem dieser Berichte entzündete sich seine flammende Wut neu. Geifernd vor Haß pickte er sich Namen von Beschuldigten heraus, gab Befehl zu Sonderbehandlung, zu verschärften Vernehmungen, zu grausamsten Folterungen, machte mit weitschweifendem Sadismus Vorschläge, wie Haltung „kleinzukriegern“ sei, und forderte „schnelle und detaillierte Vollzugsmeldung“.

Und immer grölte er, der Gestapo sei nicht zu trauen. Sie sei zu lasch und ihrer Aufgabe nicht so gewachsen, wie es die Stunde verlange.

Freisler, ja, der sei seiner Aufgabe gewachsen. Der wisse, auch ohne ständig belehrt und gelenkt werden zu müssen, worum es gehe.

Zum ersten Male sprach Hitler mit rückhaltloser Anerkennung von Freisler, den er sonst nur verächtlich als „Bolschewiken“ bezeichnete. Mit derselben Spannung, mit der er die Berichte der Gestapo las, ließ er sich Filme der Prozesse vorführen, denen Freisler vorsah.

Es war nämlich nicht nur bei dem einen Film des ersten Prozesses gegen Witzleben und seine Gefährten geblieben. Hinkel drehte auf Weisung Hitlers weitere Filme. Mehr als 50 Kilometer. An vielen Tagen und viele Stunden lang ließ Hitler sie sich zeigen. Und nach jeder Vorführung rieb er sich tief befriedigt die zitternden Hände und sagte feixend: „Das ist die Justiz, wie wir sie brauchen. Sagen Sie das dem Freisler“, trug er Goebbels auf, „sagen Sie ihm, daß ich sehr zufrieden mit ihm bin.“

Diese Zeit, da sich Freisler von Hitler mit Aufmerksamkeit beobachtet und mit Beifall ausgezeichnet sah, war seine



Unter dem Schein der freien Vorführung. Nachdem man den Verhafteten die Stahlfesseln abgenommen hatte, betrat als erster Angeklagter, von zwei Polizisten begleitet, der Generalmajor Stieff den Verhandlungsraum. Vorher hatte man ihn wie die anderen roh aus seiner Zelle getrieben und diese Szene im Film festgehalten. — Die Gesichter der Männer waren grau und qualvoll angespannt. Das Dokumentarfoto hat seit jenem Tage (unteres Bild) — wie die Rückseite vermerkt — eine weite Wanderung durch die Archive hinter sich. Bei dem wechselnden Urteil, dem oft geschichtliche Ereignisse unterworfen sind, wurden aus den „Verbrechern“ die Helden des 20. Juli, und die Archivare korrigierten die entsprechenden Vermerke.

größte Zeit. Ihm war in dem satanischen Spiel, das Hitler lustvoll genoß und händereibend „Justiz, wie wir sie brauchen“, nannte, nicht nur die Hauptrolle zugewiesen worden, er durfte sie auch so aufgeblasen, pathetisch und gewalttätig spielen, wie er es wollte. Und er spielte sie mit Leidenschaft; aber er spielte nur den entfesselten Anwalt, den Hitler nun brauchte.

Denn es zeigte sich, daß in fast allen Prozessen Hitler der Hauptangeklagte war. Nie vorher wurden vor einem Gericht seine Verbrechen so schonungslos aufgezählt, sein verantwortungsloser Dilettantismus so enthüllt, die Legende seiner Unfehlbarkeit so entlarvt und der Nimbus, er sei ein Garant des Sieges und eines besseren Deutschlands, so gründlich zerstört, wie es ihm hier und jetzt von seinen Widersachern widerfuhr. Es hatte nichts genutzt, daß er der Gestapo befohlen hatte, seine Opfer mit infamsten Folterungen „kleinzukriegern“ und zur Rolle von entmannten Selbstanklägern

ED 106-106-29

Sie war zu peinlich, die Erinnerung, und gefährlich dazu, denn sie drohte, einen Ankläger gegen Hitlers Willkür auf den Plan zu rufen, dessen Plädoyer auch Freisler nicht gewachsen gewesen wäre.

„Geheime Reichssachen“

Prozesse, in denen Hitlers Proklamationen so gegen sein Tun standen, vor der Öffentlichkeit zu führen, durfte natürlich nicht gewagt werden. Alle Verfahren im Zusammenhang mit dem 20. Juli waren deshalb streng geheim.

Als Hörer an den Verhandlungen ließ er nur Leute teilnehmen, die ihm hohe Führungsstellen der Partei, der Gestapo, der Wehrmacht und der Regierung angemeldet hatten und deren dienstliches Interesse und deren NS-Hörigkeit er anerkannte; niemals versäumte er, ehe eine Verhandlung begann, sich von dem diensttuenden Wachtmeister versichern zu lassen, daß nur anwesend sei, wer eine Einlaßkarte habe, wer auf der Liste der Zugelassenen genannt sei und wessen Ausweise gründlich überprüft worden waren. Im Kammergericht geschah es sogar, daß er sich in Vernehmungen unterbrach, weil es ihm einfiel, den Wachtmeister auf den Balkon draußen vor dem Saal zu schicken, damit er überprüfe, ob sich dort kein heimlicher Lauscher aufhalte.

Immer wies er darauf hin, daß ohne seine ausdrückliche Genehmigung keiner Notizen machen dürfe.

Die Zuhörerschaft war unverkennbar gründlich gefiltert. Uniformen der Partei und ihrer Formationen, mit Eichenlaub im Spiegel, herrschten vor; zu manchen Prozessen stellte das Heer nationalsozialistische Führungsoffiziere als Publikum; Angehörige der Luftwaffe und der Marine saßen nur selten und vereinzelt auf den Zuhörerbanken. Übrigens kam aus diesen beiden Wehrmachtsteilen auch nur ein einziger als Angeklagter vor Freisler: der Bruder Stauffenbergs, der Marineoffizier war.

Freisler beschränkte seine ängstliche Vorsicht aber durchaus nicht allein auf das Publikum, das er zu seinen Verhandlungen zuließ. Er war auch bemüht, den Kreis der Mitrichter und der Offizialverteidiger dadurch möglichst klein zu halten, daß er, im Gegensatz zu bisher üblichem Brauch, immer dieselben zu ihrem Amt bestellte.

Sein juristischer Beisitzer, gleich ihm in roter Robe, war meist sein Adjutant, Landgerichtsdirektor Stier, Sohn eines Berliner Pastors, blond und lebhaften Wesens. „Ein netter und gutartiger Kerl eigentlich“, so sagte man ihm nach, „wenn er sich nur nicht Freislers Willen mit so schlapper Fügsamkeit unterordnen würde.“

Als „ehrenamtliche Beisitzer“ holte sich Freisler zu den meisten Prozessen General Reinecke und aus der Partiehierarchie einen Stadtrat Kaiser und einen Ingenieur Wernecke, drei unbarmherzige, finstere Zeloten, deren „Zuverlässigkeit“ Freisler sicher sein konnte.

Den ohnedies kleinen Kreis der beim Volksgerichtshof zugelassenen Anwälte schränkte Freisler für die Widerstandskämpfer des 20. Juli noch mehr ein; Wahlverteidiger ließ er überhaupt nicht zu. „Es ist eines deutschen Anwaltes unwürdig, ein Honorar von einem Verbrecher anzunehmen“, verkündete er diktatorisch. Es gab nur Offizialverteidi-

ger, und er selbst bestimmte sie jeweils zu der unwürdigen und peinlichen Rolle von Statisten, die ihre Aufgabe von gefährlichen Vorbehalten umstellt sehen. Keinem dieser Pflichtanwälte erlaubte er, der Formenfeindliche, auch nur andeutungsweise, was er sich früher als Anwalt erlaubt hatte. Er brach ihnen ebenso überheblich und rüde ins Wort wie den Angeklagten. Er ging über ihre Einwände hinweg, machte sie lächerlich und hinderte sie verletzend zu sprechen, wenn ihm etwas nicht paßte.

Und ihm paßte nichts, was im vorbereiteten Plan seiner Marschroute zum mörderischen Ziel nicht vorgesehen war. Ein Anwalt, der es unternommen hätte, die Tat seines Mandanten, die hier zur Anklage stand, zu verteidigen oder sie gar zu rechtfertigen, wie er es selbst früher als Anwalt immer herausfordernd und unter Berufung auf menschliches und gesetztes Recht in den Prozessen seiner rabaukenhaften Parteigenossen getan hatte, einen solchen Anwalt hätte er mit Wutgeheul in die Reihe der Männer gestellt, die seine gehässige Willkür zum Galgenraum hindrigierte.

Des Führers treuer Soldat

In einem dieser Prozesse hatte Freisler die spukhafte Begegnung mit einem Mann, zu dessen Verteidigung er vor kaum zehn Jahren mit großem Aufwand das Recht auf Widerstand gegen Gewalt mobilisiert hatte, das er jetzt verbissen zertrampelte. Die Gestapo führte ihm Graf Helldorf, seinen Mandanten aus einem großen Landfriedensbruchverfahren, das als „Kurfürstendamm-Prozeß“ im Jahre 1932 Aufsehen erregt hatte, zu.

Graf Helldorf, alter Kämpfer der Partei, Träger ihres goldenen Ehrenzeichens, SA-Obergruppenführer und Polizeipräsident von Berlin, hatte von dem Plan des inneren Verschwörerkreises erfahren und sich sein Amt als Helfer angeboten. Da er schon Mitwisser war, ließ man ihn mittun. Widerwillig allerdings, wie man ihm offen zu verstehen gab, und mit dem Vorbehalt, daß die Rolle, die man ihm zuwies, nur kurz und befristet wäre. Ihm wurde aufgegeben, gemeinsam mit dem Chef der deutschen Kriminalpolizei, Nebe, der sich auch den Verschwörern angeboten hatte, die geplanten Festnahmeaktionen durchzuführen. Ehe er auch nur einen derer, die er hinter Schloß und Riegel bringen sollte, festgenommen hatte, verhaftete ihn die Gestapo als einen der ersten nach dem 20. Juli.

Vor seinem ehemaligen Anwalt stand er mit der Wurstigkeit des Landsknechtes, der er immer gewesen war, dabei eisern entschlossen, sich nichts zu vergeben. Kaltschnäuzig gab er alles zu, was Freisler ihm vorwarf.

„Was wollen Sie“, entgegnete er ihm verächtlich und lässig, „jeder muß hier abspringen. Und wer etwas Grips im Kopf hat, beeilt sich damit.“

Gegen Freislers tönende Phrasen stellte er belustigtes und spöttisches Grinsen.

„Die Platte ist doch abgespielt. Was soll das also, wo wir uns so gut kennen. Glauben Sie noch an den Sieg und an den Führer? Sie machen ja schon in die Hosen!“

Es war, als fürchte Freisler Helldorfs kaltblütige Schnoddrigkeit. Er ging vor-

utem wird das Beste!

gelagertem Chester-Rahmkäse, aus frischer Butter und den wertvollen Aufbaustoffen der Vollmilch wird der vollfette VELVETA...
...ell, das Beste, was Sie Ihrer Familie vorsetzen...
... – ob auf dem Abendbrotisch, beim...
...ck oder bei warmen Gerichten. Auch hierfür...
...den ihn immer mehr Hausfrauen...
...sch erhalten Sie jederzeit Kochrezepte...
...RAFT Käse-Werken, Lindenberg im Allgäu.



Ein KRAFT-Produkt

VELVETA

erste Käsemarke der Welt mit dem Vollgehalt der Milch

2308

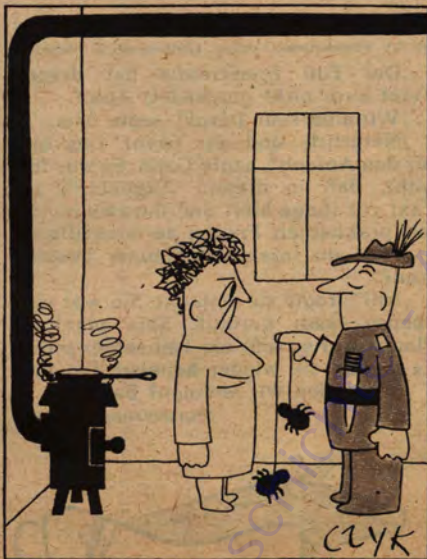
ED 100-100

29

sichtig mit ihm um, er schluckte sichtlich Wut hinunter, wich Wortgefechten aus, bemühte sich, betont sachlich zu sein und schnell über die Verhandlung hinwegzukommen. Doch dann, als er den Prozeß schloß, als er eben die Formel, die den alten Kameraden seiner Kampfsjahre zum Galgen schickte, gesprochen hatte, brach der Mime, der bis jetzt vorsichtig schweigen mußte, in ihm durch. Mit pathetischer und großartiger Geste hob er den Arm (die Scheinwerfer gleißten und die Filmapparate surrten) und deklamierte feierlich und geschwollen, mit verächtlichem Blick zu Helldorf hin: „Wir aber marschieren als des Führers treue Soldaten mit unerschütterlichem Glauben in den Endsieg!“

Dann, als die Scheinwerfer erloschen, riß er mit fahrigten Händen die Akten von seinem Platz an sich und stürzte zu Oberreichsanwalt Lautz, der sich eben anschickte, den Saal zu verlassen, und sagte, ohne seine Stimme besonders zu dämpfen:

„Mein Wagen ist mal wieder in Reparatur. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Herr Oberreichsanwalt, möchte ich Sie bitten, mich mitzunehmen und bei mir zu Hause abzusetzen.“



„Ich habe heute den Kollegen Müller vertreten. Er ist allerdings nur Kammerjäger!“

„Ich mache aber keine Umwege“, erwiderte Lautz, „denn ich bin mit meinem Sprit auch gleich am Ende.“

Einige Minuten später standen beide unten vor dem Portal des Kammergerichts und warteten auf den Wagen. Ein Zeitungsverkäufer rief die „Nacht Ausgabe“ aus „mit dem neuesten Wehrmachtbericht“.

Freisler winkte den Verkäufer heran, ließ sich eine Zeitung geben und stocherte dann wild in seinen Taschen herum.

„Zu dumm“, sagte er zu Lautz, „ich habe ...“

Lautz, mit maliziösem Lächeln, winkte ab. Er kannte das. Er bezahlte die Zeitung für Freisler.

Freisler riß sie sofort auf und überflog hastig den Wehrmachtbericht. Einige Satzketten sprach er laut, fassungslos und erregt.

Der Wagen kam. Der Fahrer, ein junger Holländer, sprang heraus und öffnete die Tür. Lautz stieg ein. Freisler blieb draußen stehen und las den Bericht zu Ende. Dann knautschte er die Zeitung hoffnungslos zusammen, starrte den jungen Holländer an, dann Lautz, stieg endlich ein, ließ sich matt in den Sitz fallen und sagte gebrochen:

„Das ist das Ende.“

„Wie bitte?“ fragte Lautz gedehnt. „Ich habe Sie wohl nicht recht verstanden, Herr Präsident.“

Auf Freislers Stirn traten dick und dunkel die Adern und perlten viele Schweißtropfen. Er starrte trübselig vor sich hin und schwieg. Erst als ihn Lautz vor seiner Villa absetzte, bat er:

„Nicht wahr, Sie vergessen das, Herr Oberreichsanwalt.“

In der nächsten Ausgabe:
Freisler als „Dichter“
Das letzte Mittel der
Vernehmung: die Folter

ROLAND FREISLER

Der Anwalt des Teufels

VON ANTON GELDNER

Freislers großer Tag: der 20. Juli 1944. Generale und Politiker, die in letzter Minute versuchten, Hitler zu stürzen, stehen vor dem Präsidenten des Volksgerichtshofes als Angeklagte. Sie müssen sich die Hosen festhalten, weil man ihnen die Träger abgenommen hat. Alle Mittel waren Freisler recht, um sie zu diffamieren und lächerlich zu machen.

VII. Die große Unruhe - Freisler betrinkt sich

Freisler verlegte, wo es eben anging, Verhandlungen des Volksgerichtshofes in andere Städte Deutschlands. „Nur um reisen zu können“, sagte man ihm nach.

Tatsächlich reiste er mehr als nur gern, als hetze ihn ständig wilde Unruhe. Meistens waren es Verhandlungen, die er zum Vorwand nahm. Dann richtete er seine Bemühungen darauf, Vorträge in besetzten Gebieten und im Ausland zu halten.

Am liebsten fuhr er nachts. Fast immer hatte er einen oder zwei Adjutanten bei sich. Er strapazierte sie mitleidlos. Da er selbst keinen Schlaf finden konnte, hielt er sie bis in den Morgen hinein wach. Er zwang sie, mit ihm Schach oder Skat zu spielen. Schach spielte er mit Leidenschaft. Unzählige Partien hintereinander. Jede schnell, bei jedem Zug darauf bedacht, seinen Partner mit Finten zu überrumpeln. Oft geschah es, daß sein Gegenspieler beim Spiel einschlief. Dann weckte er ihn mit einem Stoß und bestand darauf, daß weitergespielt werde. Er selbst konnte eine ganze Nacht durchspielen und durchreden und war trotzdem frisch und quicklebendig, wenn er morgens verhandelte. Niemand merkte ihm auch nur den Schein einer Erschöpfung an.

Wenn er unterwegs war, suchte er Beziehungen anzuknüpfen oder alte zu erneuern. Er, der Ungesellige, fand sich dann zur Geselligkeit bereit. Obwohl er ungerne trank, ließ er sich in wüste Zechereien ein. Dabei konnte er hektisch ausgelassen sein. Ein Adjutant erlebte ihn einmal, wie er auf einen Tisch sprang und zwischen Gläsern einen wilden Tanz aufführte und den Schlager grölte: „Die Nacht ist nicht allein zum Schlafen da.“ Dann wieder gab er sich in seiner Trunkenheit schwermütig und sentimental wie ein Ausgestoßener. Schnaps goß er

in sich hinein wie Wasser. Er glaubte, es genüge der Wille, um nüchtern zu bleiben. Und oft geschah es, daß ihn, der sinnlos betrunken war, die Adjutanten ins Zimmer schleppen und ausziehen mußten.

Seine wüstesten Zechereien hatte er im Generalgouvernement, wohin er gern zum Besuch seines Freundes Dr. Lasch reiste. Lasch war Freislers alter Mitkämpfer in Kassel gewesen, der einzige aus dem rauhbeinigen Haufen von damals, dem Freisler noch kameradschaftlich zugetan war. Er stand in üblem Ruf. Von Kassel hatte ihn auf Freislers Empfehlung Frank an die Akademie für deutsches Recht geholt. Dort, so hieß es, habe Lasch sich aus juristischen Preisausschreiben eine Doktorarbeit zusammengeklaubt. Das brachte ihm Ungelegenheiten bei der SS. Aber nicht bei Freisler oder Frank. Als Frank Generalgouverneur wurde, nahm er Lasch mit nach Polen und machte ihn zum Gouverneur in Radom und später in Lemberg.

Alle Fahrten Freislers zu Lasch, der wie ein kleiner Potentat despotisch in seinem Bezirk regierte, waren Hamsterfahrten, die üppig seine Küche mit all den nahrhaften Dingen versorgten, an denen es in Berlin einem Beziehungslosen fehlte. Das ging gut, bis Gouverneur Lasch gewaltiger Schiebungen überführt und auf Hitlers Befehl formlos von der SS exekutiert wurde.

Daß Freisler viele seiner Fahrten nach Hamstermöglichkeiten einrichtete, wurde beim Volksgerichtshof offen und teils mit Entrüstung und teils mit Neid besprochen.

Von einer Reise aus Bulgarien brachte er 10 000 Zigaretten mit. „Unversteuert natürlich“, sagte man bissig. „Und warum brachte er sie mit, da er doch Nichtraucher ist? Nur um damit andere Dinge eintauschen zu können oder krumme Geschäfte zu machen. Krumm wie die Sache mit dem Sekt, den er sich im Elsaß organisiert hatte.“

Über das Sektgeschäft erzählte man sich dies: Durch einen höheren Beamten des Volksgerichtshofes war Freisler in Beziehung zu dem Besitzer einer Sektellerei im Elsaß getreten. Ihn besuchte er einmal und entführte ihm 100 Flaschen

des perlenden Getränkes, an dem es den Weinhandlungen im Reich fehlte. Er brachte sie nach Berlin und machte damit ein Kompensationsgeschäft mit einem hohen NSKK-Führer. Der bekam 50 Flaschen. Freisler bekam dafür seine Bestallung zum NSKK-Brigadeführer und durfte endlich die Uniform einer Parteiorganisation tragen, wie er es sich immer gewünscht hatte. Die restlichen 50 Flaschen, so wurde ausgemacht, mußte er opfern, um mit seinen neuen Kameraden Einstand zu feiern.

Privatmann und Gast

„Und sein Privatleben?“ fragte man. Doch, es gab eins. Weit außerhalb seiner lauten Unruhe, ein seltsam zwielichtiger und unzugänglicher Bezirk. Da war ein Zuhause mit seiner Frau und zwei Jungen, die sich nach mehr als zehnjähriger Ehe eingestellt hatten. Von diesen zwei Jungen sprach Freisler zu Mitarbeitern zuweilen mit sentimentaler Zärtlichkeit. Selten aber — und auch dann nur mit scheuer Zurückhaltung — von seiner Frau. Sie sehe, so erzählte man sich, reizvoll aus und wie eine Dame von Welt, sei immer nach der neuesten Mode und mit Geschmack gekleidet.

Freisler hatte seiner Familie in Dahlem ein Haus gebaut. Frau Freisler hatte es mit erlesenem Geschmack eingerichtet, hielt es aber Gästen, zumindest Gästen aus den Kreisen ihres Mannes, mit betont kühler Abweisung verschlossen. Von des politischen Richters Freisler Tun und von seiner Umgebung wollte sie nichts wissen. Sie ging sogar, wie Freisler einmal einem Bekannten erbittert verriet, so weit, daß sie keine seiner juristischen Publikationen im Hause duldete. Nie besuchte sie ihn im Volksgerichtshof, und sie nahm nie an einer Verhandlung teil.

Eine Indiskretion der Personalabteilung des Reichsjustizministeriums ließ bekannt werden, Freislers Frau sei jüdischer Mischling. Darin sah man ihr betontes Abseits und Freislers Fügsamkeit in ihren Willen, der alle Geselligkeit ablehnte, erklärt. Freisler hatte, um seine Position und um seine Ehe halten zu können, einen Dispens bei Adolf Hitler einholen müssen. Der war dazu nur widerwillig bereit gewesen.

(Fortsetzung Seite 35)



„Sie Dreck, Sie Esel —!“ So beschimpft Freisler die Männer vom 20. Juli. Er führte die Verhandlung in seiner ungezügelter Art mit der Miene des Biedermanns, der das Recht vertritt. Seine Hysterie, sein Zynismus und seine Beleidigungen erregten Abscheu. Die Beisitzer von Wehrmacht und Partei zeigten sich ungerührt. Die Maschinerie des Volksgerichtshofes arbeitete befehlsgemäß. Die Hinrichtungen sollten abschrecken und das Regime stützen.

ihm im grausamen Nachspiel zugewiesen war. Auch im Führer-Hauptquartier war von ihr noch nicht die Rede.

Als nach zwei Tagen nach dem Attentat Hitler die ersten Ermittlungsergebnisse über das Attentat gegeben wurden, heulte der in rasender Wut: „Ich will sie hängen sehen wie die Schweine!“

Himmler, schleimig und fischig, kalt, schlug eine formlose Erledigung vor. Denn der Wehrmachtjustiz, der ja die meisten Hauptbeteiligten unterstünden, sei nicht zu trauen. Und aufs Henken werden sie sich schon gar nicht einlassen.

„Nein, ich will sie hängen sehen!“ beharrte Hitler schreiend und eigensinnig.

Auch die Generale protestierten heftig gegen Himmlers Vorschlag.

Acht Tage nach dem Attentat wurden Freisler und Lautz eiligst zu Thierack, dem Justizminister, gerufen. Bei ihm war Staatssekretär Klemm und, das zerhaueene schmale Gesicht voll Düsternis, Kaltenbrunner.

„Ich möchte Ihnen mitteilen, Herr Oberreichsanwalt“, begann Thierack sofort, „daß Ihnen die Ermittlungsakten gegen die Beteiligten am Attentat auf den Führer in den nächsten Tagen übergeben werden, damit Sie die Anklage erheben können.“

„Ich nehme das zur Kenntnis, Herr Minister, aber ich kann nicht einsehen, warum ich die Anklage erheben soll, denn es handelt sich ja um Wehrmacht-angehörige, und die gehen nur die Wehrmachtjustiz an.“

„Das kommt davon, daß man mich nicht ausreden läßt“, sagte grämlich der Minister, „darauf wollte ich gerade kommen. Der Führer will“ — und er sah dabei Freisler bedeutungsvoll an —, „daß gegen die Attentäter vor dem Volksgerichtshof verhandelt wird.“

Freislers Gesicht zuckte vor Begeisterung.

„Gesetzt den Fall“, sagte Lautz nüchtern, und sein Blick streifte dabei Freisler, „es wird ein Todesurteil verkündet, wer soll es vollstrecken und wie soll es vollstreckt werden?“

„Selbstverständlich kommt nur Erschießen in Frage“, ereiferte sich Kal-

brunner. „Immerhin sind das doch Offiziere.“

„Ich glaube, die Dinge liegen nicht so einfach, wie Sie es sich denken“, sagte Lautz.

„Dann werde ich ein Peleton der Polizei stellen, und das wird exekutieren“, bot Kaltenbrunner eifrig an.

„Aufhängen!“ sagte Freisler fanatisch. „Das ist das einzige, was ihnen zusteht.“

Thierack sah ungeduldig an allen vorbei und sagte tadelnd: „Meine Herren, Sie diskutieren hier Fragen, die nur ich, im Einvernehmen mit dem Führer natürlich, lösen kann.“

Zwei Tage später wurde Freisler wieder zu Thierack gerufen und empfing die Losung: „Aufhängen!“

Hitler hatte, damit die Empörer des 20. Juli von Freisler gerichtet werden konnten, einen sogenannten Ehrenhof der Wehrmacht bestellt; er hatte den Auftrag, alle beschuldigten Offiziere in Bausch und Bogen aus der Wehrmacht auszustoßen. Den Vorsitz dieser neuartigen und seltsamen Institution führte Generalfeldmarschall v. Rundstedt, derselbe, den nun fälschlich der „Rommel-film“ als Beteiligten der Verschwörung zeichnet. Von Rundstedt hörte keinen einzigen der Offiziere an. Und nur auf Grund einiger dürrtigen Angaben, die ihm die Gestapo gemacht hatte, stieß er alle Beschuldigten innerhalb weniger Minuten aus der Wehrmacht aus und überlieferte sie dem Freislerschen Blutgericht.

Freisler, beschwingt von Hitlers Vertrauen und sichtlich beglückt, fieberte seinen großen Auftritten entgegen.

Es wird gefilmt

Vor dem ersten Prozeßtermin empfing er den Reichsfilmintendanten Hans Hinkel. Hitler wünsche Aufnahmen von dem Prozeß, ließ Hinkel wissen.

Freisler vernahm es mit Enthusiasmus. Endlich würde ihn Hitler sehen und hören. Er ließ sich Zeit, alle Einzelheiten der Aufnahmen mit den Kameraleuten zu besprechen. Er zeigte sich besorgt, daß auch alles aufgenommen werde, vor allem, wenn er spreche.

Der erste Prozeß gegen die Verschwörer des 20. Juli begann

ED 106-106-30

des Kammergerichts gegen Generalfeldmarschall v. Witzleben, Generaloberst Hoepner, Generalmajor Helmut Stieff, Generalleutnant v. Hase, Oberstleutnant Bernadis, Hauptmann Klausing, Leutnant Graf Yorck v. Wartenburg und Oberleutnant Albrecht v. Hagen.

„Wenn wir um 8 Uhr anfangen, bin ich spätestens um 5 Uhr fertig“, versprach Freisler Thierack.



„Sein Vater wünscht es so, er ist Admiral!“

Daß er um 5 Uhr fertig sein wolle, erklärte er auch den Verteidigern der Angeklagten. Er ließ sie kurz vor 8 Uhr zu sich in das Beratungszimmer rufen. Zaghafte Einwände, die Zeit schein zu knapp bemessen, schnitt er barsch ab und erklärte, der Tatbestand sei ja klar. „Ich werde mich bei der Verhandlung dieses ganzen Komplexes nur um die Taten kümmern und nicht um die Motive. Daß die überhaupt erörtert werden, lasse ich nicht zu. Bitte richten Sie sich danach. Übrigens genügen die Taten im weitesten Maße, um zu einem Urteil zu kommen.“

Dann hetzte er davon zu den Kameraleuten. Er zeigte sich lampenfieberhaft erregt, wie ein Mime vor seinem größten Auftritt (der Führer sollte ihn ja sehen und hören), und kümmerte sich betriebssam darum, daß die Aufnahmeregie funktioniere. Befriedigt hörte er, eine Kamera werde während des ganzen Prozesses auf ihn gerichtet sein, und alles, was er spreche, wirklich alles, werde aufgenommen. Und tief befriedigt spähte er durch die Türöffnung, hinter der eine Kamera stand, in den Verhandlungssaal und stellte fest, daß er ein ganz „großes Publikum“ habe. Überwiegend Nazi-koryphäen in Galauniform; dazwischen einige Generale. Nur wenige Zivilisten, doch auch die waren Prominente. Kaltenbrunner im sommerlich hellen Anzug reckte sich in der ersten Zuhörerreihe.

Nun erst, weit über die Zeit hinaus, die für den Prozeßbeginn bestimmt war, gab Freisler die Anweisung, anzufangen. Die Scheinwerfer erstrahlten grell, die Kameras surrten, und theatralisch an der Spitze seiner Mitrichter zog Freisler in den Saal ein. Zu seinem teuflischen Spiel, bei dem alle anderen von vornherein nur blasse Statisten waren.

Die Angeklagten, jeder zwischen zwei Polizisten, waren ungefesselt. Der Anschein der freien Vorführung war gewahrt. Bevor man sie roh in den Saal getrieben hatte (Freisler hatte das filmen lassen), waren ihnen die Stahlfesseln abgenommen worden. Ihre Gesichter waren grau, qualvoll angespannt und erschöpft zugleich, gezeichnet von grausamen Gestapo-Vernehmungen. Alle waren unrasiert. Keiner trug mehr Uniform. Man hatte ihnen schäbige, zerknitterte Kleidungsstücke gegeben. Generaloberst Hoepner trug eine Strickjacke. Keiner hatte einen Kragen, keiner einen Binder, man hatte ihnen Hosenträger, Gürtel und Schnürsenkel genommen; man hatte alles getan, sie in ihrem Äußern, in ihrer aufdringlichen Verwahrlosung, möglichst würdelos erscheinen zu lassen.

Es war ein glühend heißer Tag; einer der heißesten des Jahres. Die Temperatur lag draußen im Schatten über 30 Grad. Hier im prall gefüllten Saal war sie noch

GROSSES PREISAUSSCHREIBEN DES WERBEAUSSCHUSSES DER DEUTSCHEN UHRENWIRTSCHAFT



5 goldene Armbanduhren,
5 wertvolle Zimmeruhren
für die schönsten Briefe

zu gewinnen; außerdem weitere wertvolle Markenuhren, und zwar Herren- und Damenarmbanduhren, Tischuhren mit Schlagwerk, Küchenuhren, Phantasiewecker und Reise-Wecker in Reise-Etuis, im Gesamtwerte von DM 20000.- als Preise.

Bei diesem Preisausschreiben wird ehrliche persönliche Leistung prämiert. Wer sich dabei eine Chance sichern will, achte auf die nächste Anzeige in der kommenden Ausgabe dieser Zeitschrift.

WERBEAUSSCHUSS DER DEUTSCHEN UHRENWIRTSCHAFT
FRANKFURT MAIN, SCHUMANNSTRASSE 27

P
el
Ul
Zä
ma
Fu
bit
wie
Be
Pu
Ihr
Pep
Zah
Se
kein
die
Pep
hat
C
PE
sch
le
Kein We-
gehuste
oder g
dann mand
Eingan
gen islen
Sodene
Pastill
biolohne
sind
Unterare
hoha
schäd
r &
Echt
FU
M

höher. Die dumpfe Hufe schien unerträglich. Doch Freisler ließ sich nichts merken. Seine prasselnden Wortgüsse schienen ihn frisch zu halten. Er deklamierte, tobte, schimpfte, höhnte, schmähte, er überschrie Antworten, verdrehte wendig Tatsachen, er jonglierte mit Schimpfworten wie „Sie schäbiger Lump“, „Sie sind ja die personifizierte Lüge“, „Sie Häufchen Elend“, „Sie Schweinehund“, „Sie Esel“. Dazwischen richtete er devote Ergebnissadressen an den Führer (der würde ihn ja im Film sehen und hören), schwülstige Phrasen, die wie Kork auf den Kaskaden seiner Geschwätzigkeit tanzten. Schweiß rann ihm über das Gesicht, aber er tat quickfrisch, wie einer, der sich groß in Form weiß und der jetzt in seinem Element ist.

Freislers Verhandlung - ein Skandal

Es gibt ein Stenogramm der ganzen Verhandlung; es beweist, daß Freisler weitaus am meisten gesprochen hat, mehr als alle Angeklagten, Verteidiger und Ankläger zusammen.

In der ersten Verhandlungspause mußte Freisler erfahren, daß seine Verhandlungsführung durchaus nicht von der beifälligen Wirkung war, die seine Eitelkeit erwartet hatte. Erst deuteten es ihm vorsichtig die Kameralente an, zu denen er sofort hinstürzte und wissen wollte, wie die Aufnahmen geworden seien. Vieles sei zu laut gesagt, erklärten sie. Die Kunst des Tonmeisters sei eben begrenzt. Die Diskrepanz zwischen den leisen Stimmen der Angeklagten und der lauten des Präsidenten sei zu groß, um technisch ausgeglichen werden zu können. Freisler hörte es mit Ärger und drängte, herauszuholen, was herauszuholen sei.

Danach hörte er mit Ärger Lautz an, der ihn stellte. Er müsse, sagte der Oberreichsanwalt, gegen den Aufzug protestieren, in dem man die Angeklagten hierhergebracht habe. Das entspreche keineswegs der Würde des Gerichts.

„Auch mir paßt das nicht“, raunte Freisler zurück. „Aber ich bin da machtlos. Sie wissen selbst, die Angeklagten

Sie schrieben, kein Beschuldigter gehöre auf die Anklagebank. Die dürfe es eigentlich gar nicht geben. Denn sie verletze das Ehrgefühl des Beschuldigten.“

Freisler würde wütend: „Ich finde es seltsam, Herr Oberreichsanwalt, mich jetzt an diesen Aufsatz zu erinnern. Er gilt nicht mehr für die heutigen Verhältnisse.“

Sogar Kaltenbrunner äußerte in der Pause laut und provozierend, Freislers Verhandlungsart sei einfach ein Skandal.

Noch am selben Tage gingen auch Äußerungen des Mißfallens an Thierack, der vermieden hatte, an dem Prozeß teilzunehmen. Doch Thierack verhielt sich schweigend. Er unterließ es, Freisler zur Ordnung zu rufen, weil er fürchtete, der werde sich bei Goebbels beschweren und Goebbels werde Thieracks Einmischung Hitler berichten. Erst als Thierack mehrere Tage später den Film von dem Prozeß sah, war er so empört, daß er Freisler einen Brief schrieb, in dem es hieß: diese Art der Verhandlung treffe durchaus nicht die Sache. Die bewiesenen Fakten und die Eingeständnisse der Angeklagten hätten den lauten Aufwand nicht gerechtfertigt. Es wäre besser gewesen, wenn Freisler mit eisiger Zurückhaltung verhandelt hätte.

Der Prozeß ging nicht, wie Freisler geplant hatte, am selben Tage zu Ende. Dafür redete er zu viel. Am nächsten Tag wurde weiterverhandelt. Es stand nur noch der Fall des Generalleutnants von Hase, des Wehrmachtkommandanten von Berlin, aus. Freisler kannte von Hase persönlich gut. Beide waren Mitglieder desselben Klubs, und beide trafen sich auch oft bei dienstlichen Besprechungen, da von Hase militärischer Gerichtsherr des Kommandanturbezirks gewesen war. Freisler ging mit ihm, der am Tage des Attentats, zwiespältig überumpelt, in den Empörerkreis hineingeschliddert war, besonders ruppig um.

Tod am Fleischerhaken

Die Strafanträge gegen die anderen waren schon am Vorabend gestellt worden. Sie forderten gegen alle den Tod.



Ein General muß seine Hose festhalten. Vor dem Tribunal und seinem Präsidenten Freisler erschien auch unter den Angeklagten des 20. Juli der General von Witzleben, eine markante Persönlichkeit der Wehrmacht. Mit Absicht hatte man allen Angeklagten die Hosenträger abgenommen. Während der dramatischen Verhandlung waren sie gezwungen, ihre Beinkleider hochzuziehen und festzuhalten. Freisler belegte sie mit den unflätigsten Schimpfworten. Es war das Unwürdigste, was jemals vor einem deutschen Gericht geschah.

sind noch Gefangene der Gestapo, und allein die bestimmt über das Aussehen ihrer Gefangenen. Ich habe auch keine Lust, mich auf fruchtlose Auseinandersetzungen einzulassen.“

Lautz gab sich noch nicht zufrieden. Er hatte noch mehr zu sagen. Er finde die Form, in der die Angeklagten beschimpft werden, peinlich, meinte er unverblümt. „Ich erinnere mich an eine Arbeit, die Sie einst geschrieben haben“, sagte er mit deutlicher Ironie, „sie hieß »Der Ehrenschatz des Angeklagten«. Darin vertreten Sie klar den Standpunkt, jeder Angeklagte habe, solange noch kein Urteil gesprochen ist, als Ehrenmann zu gelten. Ja, Sie gingen sogar so weit, daß

Keiner der Angeklagten bat in seinem Schlußwort um Nachsicht oder Gnade. Alle hofften sie, nicht auf dem Schafott, sondern durch eine Kugel hingerichtet zu werden. Nun, nach dem Strafantrag gegen von Hase, erfuhren sie, daß der Galgen auf sie warte. Sogar Stieff, der zähnergigste von allen, schwankte, als er es hörte.

Die Argumente der Verteidiger gegen den Galgen brauchten längere Zeit als die Plädoyers.

Die Beratung des Gerichts war nur kurz. Am frühen Nachmittag wurde das Urteil verkündet: „Tod durch den Strang!“

ED 106-106-32

Es kam als Vertreter der Anklagebehörde Staatsanwalt Görisch. Auf einen Tisch an einer Wand des kleinen abgeteilten Raumes wurden eine Flasche Schnaps und Gläser hingestellt. „Damit keinem von Ihnen das Essen aus dem Gesicht fällt“, grinste der Henker und schenkte sich ein Glas ein. Dann, die Kameras begannen zu surren, kamen die Verurteilten, jeder zwischen zwei Beamten. Sie trugen Sträflingskleidung und Holzpantinen. Zu jedem sagte der Staatsanwalt: „Angeklagter, Sie sind von dem Volksgerichtshof zum Tode durch den Strang verurteilt worden. Scharfrichter, walten Sie Ihres Amtes.“

Die Verurteilten gingen aufrecht und schweigend in den anderen größeren Raum hinter dem schwarzen Vorhang, hinter dem der Galgen war und ein zweiter Operateur, der den schrecklichsten Teil des Filmes drehte, auf den Hitler wartete.

Ein Sonderflugzeug mußte den Film zu Hitler bringen. Er sah ihn sich sofort an, umgeben von den Leuten seiner Tafelrunde. Er höhnte dabei vor Befriedigung, er lachte und klatschte sich auf die Schenkel, er riß Witze wie der Henker im Hinrichtungsraum. Er war der einzige, der, wie sich herumsprach, nichts von Ubelkeit, sondern nur tiefes und befriedigtes Sattsein spüren ließ. Alles war so geschehen, wie er es dem Henker aufgetragen hatte. Und alles sah er so, wie Hinkel es ihm zu zeigen versprochen hatte. Auch die Gesichter einiger der Männer sah er ganz nah in Großauf-

nahme, wie er es gewünscht hatte, Gesichter, die eben der Tod qualvoll zerstörte. Der Film lief etwas über eine halbe Stunde.

Hitler sah ihn sich öfter an.

Auch Freisler sah ihn sich an. Einige Tage später schon. Er äußerte sich zu niemand darüber. Aber er zeigte sich begeistert, als er erfuhr, Hitler habe befohlen, der Film zusammen mit Ausschnitten aus dem Prozeßfilm solle vor Wehrmachtangehörigen vorgeführt werden.

Man begann im Truppenübungslager Jüterbog, da, wo vor Jahren das längst aufgelöste Hanns-Kerri-Lager war und wo Freislers Rhetorik damals höhnende Abwehr erfahren hatte.

Es blieb bei dieser einen Vorführung vor Soldaten. Im dunkeln Saal wurde laut protestiert, viele gingen polternd hinaus. Freisler hörte es mit Wut. „Jeder Angehörige des Volksgerichtshofes muß den Film sehen“, bestimmte er.

In der nächsten Ausgabe:
Justizmorde ohne Ende
Die Männer vom 20. Juli
klagten Hitler an
Das ist das Ende! -
sagte auch Freisler

Ohne mit der Wimper zu zucken

Nach Aufführung des Violinkonzertes von Johannes Brahms in Paderborn am 21. Oktober saß der stürmisch gefeierte Violinist Professor Siegfried Borries noch im Frack beim Würstchenessen im Kolpinghaus. Ein Gast, der nicht wußte, daß ein Ober zum Frack eine schwarze Fliege trägt, wandte sich an ihn und sagte: „Ober, bitte eine Flasche Wasser,

möglichst schnell!“ Höflich stand der noch vor wenigen Minuten gefeierte Künstler auf, verließ die erstarrte Tischgesellschaft, holte an der Theke eine Flasche Wasser, servierte sie kunstgerecht und bat den Gast: „Bezahlen Sie doch bitte beim Kollegen. Und geben Sie ihm auch das Trinkgeld. Ich habe jetzt nämlich dienstfrei.“

Freisler hatte den Urteilstenor schon fertig, und er las ihn mit Pathos vom Blatt ab. Es war ein wirrer, zusammenhangloser Schwulst von Propagandaphrasen. Er las hastig, wie einer, den man unnützerweise aufgehalten hatte und der Zeit aufholen wollte, damit noch ein Tagesprogramm erfüllt werde. Er wußte, Hitler wartet im Hauptquartier auf das Urteil, es wartete seit 24 Stunden der Henker in Plötzensee. Noch während der letzten Sätze vor Schluß



Hier starben die Männer vom 20. Juli. Das Blutgerüst bestand aus einer Eisenschiene, an der bewegliche Haken montiert waren. Zwei Stunden nach dem Urteil des Volksgerichts wurde die Hinrichtung vollzogen. Der Henker und seine Knechte arbeiteten im Licht von Scheinwerfern, und die grausigen Szenen hielt im Auftrage Hitlers die Filmkamera fest. Die Hinrichtungsstätte in Berlin-Plötzensee ist heute ein Mahnmal für die Opfer Freislers und seiner Justiz.

der Verhandlung griff Freisler nach seinem Barett, die letzten Worte sprach er schon im Aufstehen, und dann stürzte er aus dem Saal zu einem Telefon und sprach Thierack das Urteil durch.

Der funkte an Hitler, und sofort wurde, wie erwartet, zurückgefunkt: „Sofortige Vollstreckung!“

Die Verurteilten kamen nicht mehr in die Haft der Gestapo zurück, sie wurden schwer gefesselt und stark bewacht vom Kammergericht sofort nach Plötzensee gebracht. Ihnen folgte, von Freisler zur Eile gedrängt, Hinkel mit dem Stab

seiner Kameraleute. Und noch ehe Hitlers Funkspruch ankam, fand im Hinrichtungsraum eine grausige Regiebesprechung statt.

Der Raum war — denn die frühere Hinrichtungsstätte hatten Bomben zerstört — erst während der letzten Tage aufgebaut worden. „In Tag- und Nachtschicht“, erzählten die Gefängnisbeamten den Kameraleuten, „denn zum Prozeßbeginn mußte alles bereit sein, war befohlen worden.“

Der Raum war etwa acht Meter lang und vier Meter breit. Die Wände waren weiß gekalkt, die Decke niedrig. Zwei kleine Fenster ließen ein dämmeriges Licht hinein. Unter der Decke war eine lange, handbreite Stahlschiene, wie man sie in manchen Fleischerläden hat, auch mit den gleichen Haken. Ein schwarzer Vorhang teilte den Raum in einen größeren und einen kleineren Teil.

Hinkel ließ sich erklären, wie man verfahren werde. Der Henker erklärte grinsend und weit-schweifig. Als er sagte, die Delinquenten würden ohne Hosen hingerrichtet, „denn die Hosen werden ja doch nur dreckig gemacht, und keiner hat Lust, sie wieder sauber zu machen“, protestierten die Kameraleute.

„Das machen wir nicht mit“, sagten sie angewidert und erbittert.

Hinkel entschied: „Mit Hosen! Die Aufnahmen müssen auf jeden Fall gemacht werden, und sie müssen gut werden. Ich habe dafür geradestehen.“

Henker und Kameraleute fügten sich.

ED 106 106-34 Meie Jll 27.052

braucht ihn weiter als willigen und eilfertigen Anwalt gegen das Recht.

ROLAND FREISLER

Der Anwalt des Teufels

VON ANTON GELDNER

Dem Rechtsanwalt aus Kassel, Roland Freisler, gelingt es nach 1933 Staatssekretär im Reichsjustizministerium zu werden. Die Straf- und Vollzugsgewalt ist ihm, dem ehemaligen Kommunisten, unterstellt. Vergebens hofft er auf den Ministerposten. Statt dessen wird er zum Präsidenten des Volksgerichtshofes ernannt.

V.

Freisler läßt eine Pistole liegen

Als sich die Geschichte mit seinem Bruder zutrug, hieß es hoffnungsbewegt und schadenfroh:

„Das bricht dem »rasenden Roland« bestimmt den Hals. Jetzt verschwindet er wieder von der Bühne.“

Oswald Freisler, Rolands Bruder und ehemaliger Anwaltspartner, war immer ein Ärgernis gewesen, schon in Kassel.

„Ein widerlicher Patron“, wurde erzählt. „Bei weitem nicht so intelligent wie Roland, aber ein gerissener und korrupter Geschäftemacher, hinter Geld her wie der Teufel hinter der armen Seele. Natürlich alter Parteigenosse mit niedriger Mitgliedsnummer, wie sein Bruder. Und ebenso mit dem goldenen Parteiabzeichen geehrt. Dabei scherte er sich um die Politik genau so wenig wie um Moral oder Recht. Er rupfte seine Klienten, alles Parteigenossen, wie und wo er nur konnte. In der Partei haßte man ihn, den Erfolgsschleicher und groben Freibeuter, den Protzen, der mit einem himmelblauen Luxuswagen, ausgerechnet einem amerikanischen, einem Chrysler, durch die Gegend raste. Manchmal hatte er drei Wagen gleichzeitig. Er verplumperte horrende Summen bei Pferderennen.“

Trotz dieses übeln Rufes macht man ihn, auf den Wink des brüderlichen Staatssekretärs, zum Gauführer des Bundes nationalsozialistischer Juristen. Er pfiß auf den Punkt des Parteiprogramms, der die „Brechung der Zinsknechtschaft“ wollte, und machte mit einem Oberstleutnant Ulrich, dem späteren Regierungspräsidenten der Provinz Sachsen, üble Kompaniegeschäfte. Sie verpumpten Geld zu 15 v. H. Dann, sein Bruder war schon im Reichsjustizministerium, ging er nach Berlin, wurde sofort, weit außer der Reihe, Notar — tat sich mit dem nationalsozialistischen Anwalt Luetgebrune zusammen, eröffnete oben im Hause des Café Kranzler eine große Praxis, lockte mit dem Renommee seiner Beziehungen und plumphen Winken auf seinen Bruder im Justiz-



In der roten Robe des Volksgerichtshofes zum erstenmal fotografiert. In seinem Ehrgeiz hatte Freisler höhere Würden angestrebt. Er wollte Reichsjustizminister werden, nachdem das Amt eines Staatssekretärs ihm schon zugefallen war. — Unter der roten Robe verbirgt sich eine schäbige Eleganz, über die auch nicht die weiße Krawatte hinwegtäuscht.

ministerium reiche und gefährdete Juden an und schröpfte sie skrupellos.

Hitler erfuhr von seinen Umtreibereien, ließ ihn aus der Partei werfen und ihm das goldene Ehrenzeichen abnehmen. Das Notariat durfte er aber behalten.

Die Gestapo sammelte gegen ihn Material, und dann, als ein dicker Akt zusammen war, holte sie ihn ab. Sie konnte ihm gewaltige Devisenschiebungen nachweisen, Bereicherungen aus jüdischen Vermögen, dazu Veruntreuungen, Unterschlagungen und Aktenverschwindenlassen. Es stand schlecht um Oswald Freisler.

Hilfe von seinem Bruder, dem Staatssekretär? Nein. Der dachte gar nicht daran. Der wußte gut genug, daß die Gestapo nur auf seine Einmischung lauerte, um ihm damit ein Bein zu stellen. Er kümmerte sich lange nicht um den Fall, tat, als ginge er ihn nichts an. Dann endlich bat er darum, seinen Bruder sprechen zu dürfen.

Heydrich wurde gefragt. Der grinste und sagte: „Ja, der soll kommen, soll sich an dem neuen Lebensstil seines sauberen Bruders laben.“

Roland Freisler machte also Besuch in der Zelle. Keinen langen. Als er wieder weg war, gab Oswald eine Pistole ab.

„Ein Herzchen, mein Bruder, was?“ sagte er verbissen, und sein ledernes, zerhauenes Säufergesicht war zu einem mühsamen Lächeln verzogen.

Später sah Oswald Freisler aber doch die Aussichtslosigkeit seiner Lage ein. Als man ihm mitteilte, sein Fall sei prozeßreif, sagte man ihm auch, er solle sich keine Illusionen über seine bevorzugte Zukunft im Zuchthaus machen, es gebe Mittel und Wege, ihn aus der Einflußsphäre seines Bruders zu halten. Am selben Tage zwängte er sich durch ein Klosettfenster im 4. Stock nach draußen und stürzte sich in den Hof.

„Und jetzt stürzt der »rasende Roland«,“ wurde versichert. „Denn die Gestapo hat dafür gesorgt, daß Hitler von der Geschichte erfährt.“

Aber die Erwartungen zerplatzten. Roland Freisler stürzt nicht. Hitler

Der Fall Luftgas

Roland Freisler also blieb. Und ungebrochen blieben ihm Ehrgeiz und Hoffnung, sich doch noch auf den Sessel des Ministers hinaufzuspielen.

Doch darin irrte er.

Als Gürtner im Januar 1941 starb und damit der Schreibtisch des Chefs im Ministerium frei wurde, fiel es Hitler nicht ein, Freisler, den schon fiebernd Lauern den, daranzusetzen. „Ich will keinen Fachmann mehr auf diesem Posten“, quengelte er mißlaunig an seiner abendlichen Tafelrunde. „Die konstruieren immer zu viele Bedenken zusammen. Die Staatssekretäre sollen vorläufig allein weiterwursteln. Ich schaue ihnen schon auf die Finger und mache, wenn ich es für richtig halte, doch, was ich will. Schlegelberger, als der Dienstälteste, soll die Geschäfte führen.“

Freisler sah sich also mit verbissener Wut dem Kollegen, den er haßte und der ihn als unseriös verachtete, untergeordnet. Beider gegenseitige Abneigung war so offen, daß sie, wo es nur anging, persönlichen Begegnungen auswichen. Sie zogen es vor, schriftlich miteinander zu verkehren oder über ihre Adjutanten. Gemeinsam hatten beide, außer ihrer gegenseitigen Abneigung, nur noch als Einziges ihre Abneigung gegen Himmler, der im Hintergrund, ränkespinnend und unterstützt von Bormann, sich zäh mühte, die Justiz seinem Polizei- und Machtapparat einzufügen. Für Freisler war Himmler der Rivale mit den besseren Beziehungen, der ihn beiseite schieben wollte. Für Schlegelberger war der Gestapochef der gefährlichste Verschwörer gegen das Recht.

„Wir müssen uns an den Führer halten“, forderte Freisler.

Und Schlegelberger, dem noch alle, denen es um die Sauberkeit und Unabhängigkeit der Justiz ging, nachsagten, er sei der letzte große deutsche Jurist, hielt sich nun, um die Justiz gegen Himmler abzuschirmen, an Hitler. Ein verwirrter und für uns rätselhafter Entschluß, in seinen Auswirkungen unheimlich und verhängnisvoll für die Justiz und für Schlegelberger. Denn sich an Hitler halten, konnte keiner ohne blinde Unterwürfigkeit. Hitler wollte Schlegelberger weder anhören noch sehen. Seine Wünsche, Forderungen und Erwartungen ließ er durch Bormann mitteilen. Immer waren es brutale Eingriffe in die Justiz. Und Schlegelberger, ängstlich bemüht, sowohl Hitlers Unwillen nicht herauszufordern als auch Freislers serviler Eilfertigkeit keine Chance zu geben, tat widerspruchslos, was immer ihm aufgetragen wurde.

Meistens waren es Urteile, um die es ging. Hitler, der keine Zeit und Neigung hatte, den Chef der Justizverwaltung zu empfangen, war seiner Neigung, Gerichtsberichte zu lesen oder sich erzählen zu lassen, treu geblieben.

Da hörte er zum Beispiel, ein Mann mit Namen Luftgas sei zu 2 1/2 Jahren Gefängnis verurteilt worden, weil man bei ihm gehämsterte Eier gefunden hatte.

„Der Führer wünscht, daß gegen Luftgas auf Todesstrafe erkannt werde“, schrieb Lammers knapp an Schlegelberger.

Der antwortete bereits drei Tage später: „Ich habe den zu 2 1/2 Jahren Gefängnis verurteilten Juden Luftgas der geheimen Staatspolizei zur Exekution gegenübergestellt.“

Schlegelberger hatte keine Einwände gemacht. Und er machte auch keine, als Hitlers keifende Entrüstung nun immer häufiger da den Tod forderte, wo ordentliche Richter bereits rechtskräftig Freiheitsstrafen verfügt hatten.

Immer öfter wies er nun die Vollzugsbehörden an, Verurteilte zur Exekution an die Gestapo abzugeben. Die Zeitungen meldeten dann: „Der Gewohnheitsverbrecher X wurde »auf der Flucht« oder »wegen Widerstandes« erschossen.“

Doch je mehr Zugeständnisse Schlegelberger dem Unrecht machte, desto mehr wurde ihm zugemutet. Er, der Fachmann des Rechts, ließ sich von oben schulmeistern und rüffeln und würgte mit Scham, Ekel und verzweifelter Grauen an den schmierigen Brocken, die ihm Hitler verächtlich hinhielt. Er schluckte sie, um dableiben zu können. Er meditierte, wie vor ihm Gürtner: „Wenn ich es nicht mache, kommt ein anderer. Der

(Fortsetzung Seite 34)

„Ich weiß es nicht“, sagte Leuwer.

„Nun gut — jetzt seh' ich wenigstens ein 50-Minuten-Hörspiel. Versuchen Sie diese Rattenfängersache und die Hamelner Manuskriptfunde zusammen zu verarbeiten, und dann möchte ich Ihnen noch einen Beitrag dazu geben — kommen Sie mal mit!“

Der Direktor und sein Besucher gingen schnell durch die langen Gänge des großen Rundfunkhauses, in denen, obwohl es Sonntag war, überall Leute liefen. Die beiden gingen eine Treppe hinunter, über einen Hof und standen schließlich in einem großen Sendesaal. Ein Saxophonbläser stand auf einem Podium. Mit fast unbeweglichem Gesicht blies er den Rhythmus eines Samba so einschmeichelnd, daß Leuwer, der sonst kein Jazzfreund war, gern zuhörte. Da sah er

plötzlich die Zuhörer. Fast hundert frühlich ausschauende Jungen und Mädchen, einige mit hochroten Gesichtern, andere zufrieden vertieft in die Klänge der modernen Musik. An der Kleidung und dem schlechten Schuhwerk erkannte der Journalist sofort, daß die Jugend von „drüben“ sein mußte.

„Die kommen regelmäßig einmal im Monat; sie lockt die drüben verbotene Musik. Sie kommen heimlich und trotz aller Absperrungen und Gefahr.“

Bei diesen Worten des Direktors wurde dem Journalisten klar, daß er das hier Erlebte mitverarbeiten müsse. Es würde ein gutes Hörspiel und ein gutes Honorar geben. Er ging nachdenklich nach oben und lud die hübsche Sekretärin doch zum Essen ein. Der Wintermantel mußte gefeiert werden. ☒

Der Anwalt des Teufels

(Fortsetzung von Seite 16)

macht es. Nur schlimmer als ich.“ Entweder Freisler, der „Unseriöse“, der neben ihm als böser Geist auf seinen Sturz lauerte, oder die Gestapo. Es ging längst nicht mehr um das Recht. Nur noch den Schein galt es zu wahren.

„Die letzte und stärkste Säule des Rechts, die richterliche Unabhängigkeit, muß gehalten werden“, sagte Schlegelberger, wenn Freunde behutsam und fassungslos verwundert wissen wollten, warum er sich noch zur Teilnahme am Bösen und Bösesten hergebe.

Schließlich stürzte auch diese Säule, und Schlegelberger — welch unheimlicher Vorgang — half mit, sie zu stürzen.

Anruf bei Nacht - Justiz unter der Diktatur

Es begann an einem späten Abend im März 1942. Schlegelberger, behaglich eingesponnen in die vertraute Stille seines Arbeitszimmers zu Hause, tat gerade die letzten Züge an der letzten Zigarre des Tages, als — kurz vor Mitternacht — das Telefon schrillte. Die späte Störung ärgerte ihn. Er meldete sich ausgesprochen unwirsch und wollte wissen, wer da sei. Es antwortete ihm wüstes und überlautes Gekreische. Ein Name war nicht zu verstehen. Auch nicht, worum es ging.

„Sagen Sie mir erst Ihren Namen“, versuchte Schlegelberger ungeduldig zu unterbrechen.

Das wütende Geschrei wurde noch lauter und rasender und blieb gleich unverständlich.

„Jetzt hören Sie endlich auf und sagen mir Ihren Namen oder ich lege den Hörer auf“, forderte Schlegelberger ruppig und laut. „Also Ihren Namen! Wie bitte? Ich verstehe nichts. Sprechen Sie leiser. Buchstabieren Sie!“

Und dann gellte ihm wie Peitschenknall dreimal schnell hintereinander „Hitler“ im Ohr. Da endlich verstand er, und er wurde blaß. Er begann verwirrt Entschuldigungen zu stammeln, wurde unterbrochen, hörte mit bleichem Gesicht zu, sagte „Jawohl, mein Führer“ und schrieb mit flatternder Hand auf einen Zettel den Namen Schlitt.

Als das Gespräch beendet war, saß er noch einige Zeit verstört am Schreibtisch, riß sich dann zusammen, rief das Ministerium an und gab Auftrag, ihn sofort abzuholen. „Ja sofort, möglichst schnell!“

Später, auf dem Wege zur Wilhelmstraße, ließ er am Potsdamer Platz halten, stieg aus und kaufte eine „Nachtausgabe“. Sie war, wie schon so oft zuvor, Anlaß dieser ganzen Aufregung.

Erst im nachtstillen Ministerium unter dem Licht seiner Schreibtischlampe las Schlegelberger den kurzen Zeitungsbericht, an dem sich Hitlers hemmungslose Wut so entzündet hatte. Da hieß es, ein Sondergericht in Oldenburg habe

einen Mann mit Namen Ewald Schlitt wegen Körperverletzung mit Todeserfolg zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Schlitt habe seine Frau so mißhandelt, daß sie später im Krankenhaus daran gestorben sei. Die wenigen Zeilen hatten als Überschrift „Ein unverständlich mildes Urteil“.

Das war alles. Und dies also hatte Hitler gelesen. Mehr wußte auch er über den Fall und seine näheren Umstände nicht. „Ein Schandurteil!“ hatte er ins Telefon geheult. „Da schlägt ein Kerl seine Frau tot, und einem Trottel von



„Da kommen die Schlingensiefs . . . Übrigens — kleine Leute.“

Richter fällt nichts anderes ein, als den Lumpen an einen Ort zu schicken, wo er trocken und warm den Krieg überstehen kann. Aber noch bin ich da, Schlegelberger, und ich, verlassen Sie sich darauf, sehe mir diese Mätzchen nicht mehr lange an. Wenn mir noch so ein Urteil unter die Augen kommt, schicke ich das ganze Justizministerium zum Teufel und übertrage dem Reichsführer SS die Aufgaben, die ihr Juristen so gründlich verkennt. Auf jeden Fall werde ich in Zukunft, merken Sie sich das, Schlegelberger, jeden derartig vertrottelten Richter am Schlafittchen kriegen. Ich selbst. Das überlasse ich nicht euch Juristen und euren lächerlichen Disziplinarverfahren. Denn eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus. Der Richter da in Oldenburg, der fliegt, und zwar sofort. Haben Sie verstanden? Und der Wüstling, der Schlitt, der wird verurteilt, wie sich das gehört. In acht Tagen will ich darüber Bericht, verstanden?“

Die deutschen Richter kapitulieren

Jawohl, Schlegelberger hatte verstanden. Hier war klar und brutal befohlen worden: Schluß jetzt mit aller zimperlichen Rechtsempfindlichkeit! Was die Gestapo kann, hat die Justiz auch zu können. Oder aber sie ist überflüssig.

Mit fügsamer Eile traf Schlegelberger noch in derselben Nacht seine Anordnungen. Eine wies den Richter in Oldenburg aus seinem Amt; eine andere weckte mit Telefonklingeln in Leipzig den Präsidenten und den Oberreichsanwalt beim Reichsgericht aus dem Schlaf und rief beide zu unverzüglichem Kommen nach Berlin.

Opiumhöhle für Europäer diente, mit der Alten, die sie bewirtschaftete, ganz so, wie sie war, übernommen, und er kampferte dort noch immer so, als würde er am nächsten Tag seine Sachen packen und abfahren. Nach einer kleinen Weile beantwortete er meine Frage.

„Ich war nie in meinem Leben so glücklich. Ich denke viel nach. Ich bin kein starker Raucher, wissen Sie, nur eine oder zwei Pfeifen am Vormittag, aber immer erst am Abend rauche ich richtig. Dann denke ich.“

„An was denken Sie?“

„Oh, alles mögliche. Manchmal an London und wie es in meiner Jugend war. Aber am meisten an China. Ich liebe diese Läden, in denen ein alter Mann auf seinen Hacken sitzt und eine Wasserpfeife raucht, und alle die Ladenzeichen. Und die Tempel. Dort kann ein Mensch leben. Dort herrscht Leben!“

Das Traumbild schwebte ihm vor Augen. Er war glücklich. Ich fragte mich, wie wohl sein Ende sein werde. Nun, noch war es nicht soweit. Vielleicht zum erstenmal in seinem Leben genoß er die Gegenwart. ☐

Wenn die Musik lockt

Von Frank Lynder

Plötzlich sah der Zeitungsreporter Leuwer ganz klar, wie er den neuen Mantel finanzieren würde, den er in diesem Winter unbedingt brauchte. Zurückgelehnt im Sessel blätterte er in der neuen Dissertation über die Hameler Rattenfängersage, die ihm ein Freund gerade geschickt hatte. Während sich Zigarrenrauch um die Seiten kräuselte, las er noch einmal die jahrhundertalten Zeilen:

Im Jahre 1284 na christi geborth
tho hameln uthgefert
130 kinner dasülwest geboren
dorch einen Piper for immer verloren.

Der junge Journalist klappte das Buch zu, suchte aus seinem Schreibtisch einige Papiere heraus, stopfte sie in seine Aktentasche, schloß seine Junggesellenbude ab und stand eine Viertelstunde später im Vorzimmer des Direktors der Hörspielabteilung der großen Rundfunkstation Westberlins.

Die hübsche Vorzimmerdame, eine der seltenen Ausnahmen in der internationalen Verschwörergilde der Chefsekretärinnen, deren Sport es ist, niemand je vorzulassen, meldete ihn viel zu schnell an. Bei ihr hätte er gern etwas erwartet. Leuwer überlegte noch, ob er sich leisten könne, sie zum Abendessen einzuladen, da stand auch schon der Direktor da, schüttelte ihm kräftig die Hand und führte ihn mit der Frage „Vorschuß oder Vorschlag?“ ins Chefzimmer. Der junge Besucher lachte, sagte „Beides!“ und versuchte dann sein Gegenüber davon zu überzeugen, daß ein Hörspiel, auf den neuesten Forschungsergebnissen

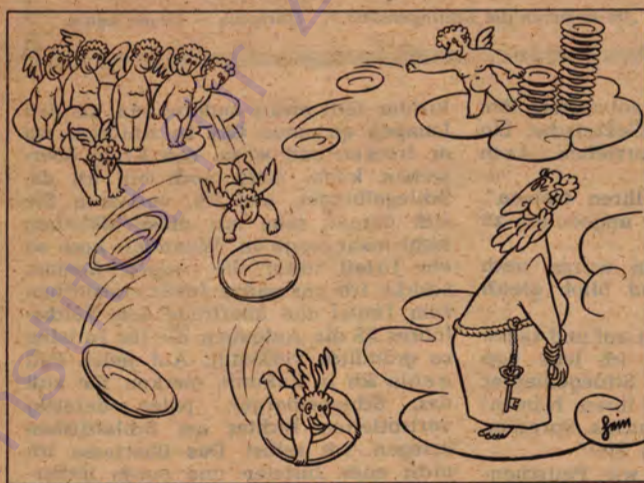
teren Manuskriptfunden geht nun hervor, daß dieser Adlige bei seiner Anwerbung der Jugendlichen von mehreren Bettelpfeifern unterstützt wurde.“

„Sehr interessant“, sagte der Direktor, der dem Journalisten ruhig zugehört hatte, „das kann man im Schulfunk verarbeiten. Aber zu einem guten Hörspiel reicht's kaum, es sei denn, Sie haben noch mehr Material.“

„Hab' ich.“ Mit diesen Worten warf Leuwer eine Akte auf den Tisch, und während der Direktor darin zu blättern begann, erklärte er ihm: „Da haben Sie einen modernen Bettelpfeifer. Die Akte hab' ich bei Kriegsende im Kellerarchiv der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße zusammen mit vielen anderen Zigeunerakten gefunden. Nur auf den anderen war ein fetter Stempel quer auf dem Deckel: »Zur Vernichtung zugelassen«. Bloß auf dieser stand nichts.“

Immer mehr vertiefte sich der Direktor in die Akte, deren Umschlag das Siegel der Staatspolizei trug und auf deren zweiter Seite auf Polizeifotos Front und Profil eines typischen jungen Zigeuners zu sehen waren. Name: Hettesy; Vornamen: Heinrich Roman Maria; als Geburtsdatum war der 10. 9. 1920, als Wohnung eine Schrebergartenlaube in Weißensee angegeben. Dann stand da: „Beruf Rattenvertilger.“ Einsatz in RAD-Lagern, Wehrmachtskasernen, Straf-, Fremdarbeiter- und Kriegsgefangenen-Lagern.

Ein gehefteter Bericht vom 6. Mai 1941 schilderte, wie der Zigeuner bei seiner Arbeit vorging. Er ließ sich von der jeweiligen Einheit des betreffenden Lagers einen Lkw stellen, wuchtete ein alte Badewanne darauf, die fast bis zum Rand mit einer Säurelösung gefüllt wurde. Die Rückwand des Lastwagens wurde heruntergeklappt und von der Erde bis zum Wannrand eine schmale Hühnerstiege gelegt. Dann zog der Hettesy eine 40 Zentimeter lange Holzflöte aus einem Sack und ging auf ihr pfeifend durchs Lager. Schon nach ziemlich kurzer Zeit kamen aufgeregte Ratten aus den Schlupfwinkeln gelaufen, oft viele Dutzende, und folgten dem Zigeuner



Seitdem dieser Unlug angelangen hat, fehlen mir sämtliche Untertassen im Schrank.

erregt quietschend, bis er sie die Hühnerstiege rauflaufen und in der Wanne erlaufen ließ.

„Fast unglaublich“, sagte der Direktor plötzlich, von der Akte aufsehend, „und doch im Bereich des Möglichen. Denn sehen Sie, Leuwer, ich hab' ja hier im Haus von meinen Hochfrequenzlern und Wellentechnikern so manches aufgeschnappt. Man könnte in der Tat heute solche Flöte herstellen. Sie würde Tonschwingungen geben, die nur für die Ohren gewisser Tiere hörbar sind, sie aufgeregt und willenlos macht. Es würde aber lange und teure Laboratoriumsversuche kosten, und kommerziell kommt nichts dabei heraus. Einer der Vorfahren dieses Zigeuners wird durch Zufall beim Flötenschnitzen auf die richtige Wellenfrequenz gestoßen sein. Wo das Ding wohl heute ist; lebt der Mann noch?“



"SAGROTAN" geht jeden an...

Die Mutter und Hausfrau wird SAGROTAN regelmäßig zur Körperpflege und im Haushalt verwenden, da gerade ihr die Gesundheit der Familie besonders am Herzen liegt. SAGROTAN desinfiziert und bietet daher einen vorzüglichen Schutz vor Krankheiten, es desodoriert und reinigt gleichzeitig. Die SAGROTAN-Flasche sollte immer griffbereit neben dem Waschbecken stehen.

In der Anwendung ist SAGROTAN überraschend preiswert, denn es wird im allgemeinen 200-fach mit Wasser verdünnt. Erhältlich schon ab DM 1,35 in allen Apotheken und Drogerien.

Gegen Einsendung des nebenstehenden Gutscheines an die Firma Schülke & Mayr G m b H., Hamburg 39, Moorfuhrweg 88, erhalten Sie die aufklärende Schrift „WORAN LIEGT ES DENN?“



Vaterland
MARKENRAD
jetzt zu Winterpreisen
direkt ab Fabrik an Private gegen Bar- od. Teilzahlung. Großer **Gratis-katalog** mit vielen Modellen und großen **Vorteilen**. Auch Jugend- u. Mofaräder. **Pannensichere** Bereifung! 2- bis 8-Gang-Schaltungen!
Spezialräder ab DM.78.-, Stoßdämpfer! Viele Dankschreiben!
Friedrich Herfeld Söhne
Neuenrade i. Westf. Nr. 9

Wunde Füße
brauchen Efasit-Fußpuder! Er verhindert Blasenbildung und hilft bei Brennen, Drücken und Hitzegefühl der Füße, Zwischen-Zehenekzemen und Fußschweiß. Efasit macht die Hautwiderstandsfähig!
Efasit-Puder
DM -.90 In Apotheken, Drogerien und Fachgesch.

Kaffee und **WEBER'S Cowlsbordur**
zwei, die zusammengehören!

„Schuld allein hat mein Mann, weil er mich mißhandelt hat“, klagte sie uner-müdlich an.
Nach vier Monaten starb sie an einem Darmkatarrh, den sie sich in der Anstalt zugezogen hatte. Sie sei zuwenig widerstandsfähig gewesen, erklärte ein ärztliches Gutachten. Die Mißhandlungen hätten ihre Lebenskraft gebrochen.
Das entschied gegen Schlitt. Und damit ihn eine besonders harte Strafe treffe, kam er nicht vor ein ordentliches, sondern vor ein Sondergericht. Der Richter, der gegen ihn verhandelte, ein fanatischer Nationalsozialist, galt als der unbarmherzigste Verfechter der Generalklausel, die nur Urteile im Sinne Hitlers wollte.
„Das Urteil auf fünf Jahre Zuchthaus war das Alleräußerste, was nach Auslegung strengster Maßstäbe noch eben zu verantworten war“, suchte er später seinem Gauleiter zu erklären.
Und der Gauführer des Bundes nationalsozialistischer Juristen, von Röver befragt, sagte: „Das Urteil war viel zu hoch. Zwei oder drei Jahre Gefängnis hätten es auch getan. Denn ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Tod der Frau und den Mißhandlungen hat sich ja überhaupt nicht feststellen lassen.“

Den Richter hatte Röver ins Justizministerium geschickt, damit er die Umstände des Falls erkläre. Schlegelberger hatte sich überhaupt nicht sprechen lassen. Der Richter drang aber bis zu Freisler vor. Der hörte aufmerksam zu. Dann fuhr der Richter hoffnungsvoll heim, denn er glaubte die Sache bei Freisler in guten Händen. Freisler aber tat, als sei niemand bei ihm gewesen.
Das war, was Bormann von Gauleiter Röver erfahren hatte und nun zu berichten wußte.
Er vergaß auch nicht Rövers bitteres Lamento: „Ausgerechnet den bewährtesten Parteigenossen unter allen Juristen in meinem Gau hat nun Hitlers Unmut als ersten erwischt. Ein gefundenes Fressen für unsere Gegner und ein verfluchter Prestigeverlust für die Partei.“
„Das alles hätte man mir doch längst sagen müssen“, tobte Hitler ergrimmt. Und er verfügte, die Kassation des Richters schleunigst wieder aufzuheben. Die Hinrichtung freilich ließ sich nicht wieder ungeschehen machen. Auch die Unabhängigkeit der Richter wiederherzustellen, fiel ihm nicht ein.
Natürlich erfuhr Schlegelberger nun schnell Hitlers zornigen Ausspruch: „Das hätte man mir doch sagen müssen.“ Er spürte, der Vorwurf galt ihm. Nun gab er auf. Er konnte nicht mehr weiter. Er zog sich, wie er später erklärte, „unter Feuer“ zurück. Im späten Sommer endlich war es dann so weit. Hitler brauchte den „letzten Juristen“ nicht mehr. Schlegelberger bekam seinen Abschied und einen Scheck über 100 000.— Mark dazu.

Freisler triumphierte.
Nun war der Weg für ihn frei, meinte er hoffnungsvoll. Nun werde sich der Führer seiner Treue erinnern. Gespannt und ungeduldig, zum Sprung bereit, lauerte er auf einen Ruf oder Wink aus dem Führerhauptquartier. Daß er Rivalen hatte, die ebenso gierig lauerten, wußte er. Da war Frank in Krakau, Generalgouverneur und Präsident der Akademie für deutsches Recht, ein eitler Schaum-schläger, von dem es aber hieß, er sei in Ungnade bei Hitler. Dann war in Berlin Thierack, der Präsident des Volksgerichtshofes, ein brutaler, kalter Streber, Freislers gehässigster Gegner, ein Intrigant mit guten Beziehungen zu Himmler, weil er dafür plädierte, die Justiz der Gestapo zu unterstellen. Ferner war noch in Hamburg der Justizsenator und Oberlandesgerichtspräsident Kurt Rothenberger, der sich mit einem juristi-

schen Werk, das sich mit einer Reform der Justiz auseinandersetzte, in Hitlers Gunst gesetzt hatte. Dies Werk „Der deutsche Richter“ spielte später noch eine Rolle.
Sie haßten sich gegenseitig, diese vier Rivalen. Seit Jahren hatte jeder eifersüchtig versucht, die anderen zu über-spielen und selbst näher an Hitler heranzukommen, mit finsternen Schlichen, mit Beziehungen und mit Liebedienerei.

Der Ministersessel ist besetzt - Freisler weint

Freilich, Freisler hatte die wenigsten Beziehungen und gar keine Freunde nach oben. Aber er hatte sich am meisten bewährt, wie er glaubte, hatte den größten Anspruch auf Hitlers Dankbarkeit; er dünkte sich unentbehrlich.
Und wieder irrte er. Hitler übersah ihn. Er wollte ihn nicht als Minister und er wollte ihn überhaupt nicht mehr im Ministerium. Er berief Thierack, ausgerechnet den, dem Freisler es am wenig-



„In dieser Abteilung sehen Sie die Sonderausführungen für Fakir, Halbweltdame, Herrenreiter und Dame ohne Unterleib!“

sten gegönnt hatte. Es traf Freisler wie ein Schlag. Er erfuhr es, tief gedemütigt, von Thierack selbst. Der kam stracks aus dem Führerhauptquartier ins Ministerium, setzte sich sofort hinter den Ministerschreibtisch und ließ Freisler als ersten zu sich kommen.
Als Freisler hörte, daß er nicht Minister werde, nicht einmal mehr Staatssekretär bleibe, sondern auf den Präsidentenposten am Volksgerichtshof abgeschoben werde, verlor er alle Haltung. Er brach in Tränen aus und schluchzte fassungslos:
„Das ist ja ein Abstieg, eine Verschlechterung, eine Degradierung!“
Thierack, hinter seinem Schreibtisch, betrachtete ihn mit kalter, gehässiger Neugierde.
„Es ist der persönliche Wunsch des Führers“, sagte er, und es klang wie eine messerscharfe Zurechtweisung.
Wenn sein, Thieracks, Wille gegolten hätte, wäre Freisler, der Laute und Aufdringliche, auf einen unwichtigen Posten in irgendeinem Ministerium abgeschoben worden.
„Nein, er bekommt Ihren Platz“, hatte Hitler verfügt.

Thierack hatte die Einwendung gewagt: „Schade um meinen schönen Volksgerichtshof. Der wird unter Freisler seine wissenschaftliche Höhe verlieren.“
„Lassen Sie mal“, hatte Hitler beschwichtigt. „Das ist die letzte Chance, die ich dem Freisler gebe.“
„Sehen Sie denn nicht selbst ein, welch unerhörte Chance Ihnen der Führer hier bietet?“ sagte Thierack provozierend gönnerhaft nun zu Freisler. „Der Volksgerichtshof liegt dem Führer am Herzen wie mir auch.“
Freisler hörte nicht zu. Er bewegte sich verstört im Zimmer hin und her, schwitzend und mit geröteter Stirn, auf der dunkel vor Zorn dicke Adern standen.
Unbeirrt und frostig sah Thierack ihm zu.
„Sie werden Verständnis dafür haben“, sagte er schulmeisterlich, „wenn ich Ihnen als der Erfahrenere für Ihr neues Amt einige Hinweise gebe, die auch den Intentionen des Führers entsprechen.“

Freisler hörte nicht zu. Er bewegte sich verstört im Zimmer hin und her, schwitzend und mit geröteter Stirn, auf der dunkel vor Zorn dicke Adern standen.
Unbeirrt und frostig sah Thierack ihm zu.
„Sie werden Verständnis dafür haben“, sagte er schulmeisterlich, „wenn ich Ihnen als der Erfahrenere für Ihr neues Amt einige Hinweise gebe, die auch den Intentionen des Führers entsprechen.“

Schon nach kaum acht Stunden, als eben die Bürozeit im Ministerium begann, waren sie bei Schlegelberger. Und gemeinsam wurde überlegt, wie Ewald Schlitt, der Mann, von dem keiner mehr wußte, als was die wenigen Zeilen eines Boulevardblattes ausgesagt hatten, mit dem Schein einer Rechtsordnung umzubringen sei.

Schlitt war von einem Sondergericht verurteilt worden. Sondergerichte waren erste und letzte Instanz, und gegen ihre Urteile gab es keine Berufung. Das Urteil gegen Schlitt war also rechtskräftig.

Ihn einfach formlos, wie es vor ihm vielen anderen geschehen war, an Himmels Henker zur Exekution auszuliefern, hätte Hitler, das hatte er ja wissen lassen, nicht zufriedengestellt.

Nun gab es eine neue Verordnung, die dem Justizminister in besonderen Fällen die Möglichkeit bot, jedes Urteil dadurch zu kassieren, daß er den Oberreichsanwalt den sogenannten „außerordentlichen Einspruch“ erheben ließ.

Schlegelberger verfuhr nach dieser Verordnung. Und es ging alles ganz nach Programm. Am 31. März 1942, zwei Wochen nach dem ersten Urteil, wurde Ewald Schlitt als Gewaltverbrecher vom Reichsgericht zum Tode verurteilt und zwei Tage darauf hingerichtet.

Schon vorher schrieb Schlegelberger beflissen an Hitler und versicherte, alles laufe im Fall Schlitt nach Wunsch. Und er schrieb weiter:

„Bei der Fülle der täglich ergehenden Rechtssprüche kommen immer noch hin und wieder Entscheidungen vor, die den zu stellenden Anforderungen nicht voll entsprechen. Ich werde in solchen Fällen die notwendigen Maßnahmen treffen ...“

Willfährig schloß er:

„Daneben bleibt es erforderlich, die Richter immer mehr zu richtigem staatsbewußtem Denken hinzuführen. Hierfür wäre es von unschätzbarem Wert, wenn Sie, mein Führer, sich entschließen könnten, falls ein Urteil Ihre Zustimmung nicht findet, dieses zu meiner Kenntnis zu bringen. Die Richter sind Ihnen, mein Führer, verantwortlich, sie

sind sich dieser Verantwortung bewußt und haben den festen Willen, demgemäß ihres Amtes zu walten.

... Heil, mein Führer!“

So ganz überzeugt davon, daß sich die Richter nur Hitler und nicht etwa ihrem Gewissen und dem Recht verantwortlich wußten, war Schlegelberger trotzdem nicht. Denn er rief die Präsidenten aller Oberlandesgerichte des Reiches und alle Generalstaatsanwälte zu einer Konferenz zusammen.

Die Justiz sei in höchster Gefahr, die richterliche Unabhängigkeit bedroht, ließ er durchblicken. Und, im Widersinn zu seinem Alarmruf, forderte er: „Künftig darf kein Urteil mehr Hitler verärgern.“ Den Generalstaatsanwälten wurde aufgegeben, alle „interessanten Fälle“ fernmündlich dem Ministerium mitzuteilen und Weisung abzuwarten, bevor sie Anklage erhoben.

Doch Hitler wollte die Justiz offen kapitulieren sehen.

Kaum zwei Wochen nach der Hinrichtung Schlitts stand er vor dem Reichstag, berichtete erbost, was er von dem „Wüstling“ Schlitt aus jener Meldung wußte, und verkündete: „Ich werde von jetzt an in diese Fälle eingreifen und Richter, die das Gebot der Stunde nicht erkennen, ihres Amtes entheben“ oder „zur gemeinen Kassation verurteilen“, und zwar „ohne Rücksicht auf sogenannte wohlverworbene Rechte“ und ohne Einleitung vorgeschriebener Verfahren.“

Die Abgeordneten, unter ihnen Freisler, riefen begeistert ihr „Ja“.

Damit war der Artikel 102 der Reichsverfassung, der den Richtern Unabhängigkeit garantierte und ihnen gebot, nur nach dem Recht und nach keinerlei anderer Weisung, auch nicht nach der des Staatsoberhauptes, zu urteilen, außer Kraft gesetzt. „Wie würde der Führer an meiner Stelle entscheiden?“ Das allein war die Frage, die sich von nun an jeder Richter vor seinem Urteilsspruch zu stellen hatte.

Im kleinen Kreis kam bald heraus, daß der Führer im Fall Schlitt falsch entschieden hatte.

Nach der Reichstagsrede wollte der Gauleiter Röver, zu dessen Bereich Schlitt

gehört hatte, von Hitler empfangen werden. Er wurde abgewiesen, konnte aber schließlich Bormann sprechen. Es wurde ein langes Gespräch.

Und einige Tage danach ergab sich für Bormann die Gelegenheit, seinem Führer bei der abendlichen Tafelrunde die tatsächlichen Umstände des Falles Schlitt zu erzählen.

Der Fall Schlitt zieht Kreise

Ewald Schlitt war technischer Zeichner bei der Marinewerft in Wilhelmshaven und wurde von ihr als zuverlässiger und untadeliger Arbeiter sehr geschätzt. Er hatte bis zu seiner Verhaftung nicht die geringste Vorstrafe. Sein Unglück begann, als er heiratete. Vorher hatte seine Frau versichert, sie sei unberührt. Be-

rechnend entzog sie sich ihm bis zur Hochzeit, damit er nicht an der Strenge ihrer Grundsätze zweifle. Dann infizierte sie ihn mit einer Lues; er erfuhr außerdem von ihrer übeln Vergangenheit, die ihm verborgen geblieben war. Es begannen die ersten Streitigkeiten. Sie wurden heftiger, als sich bei ihm ein scheußlicher Hautausschlag, auch eine Mitgift seiner Frau, einstellte und ihn quälte und gereizt und unduldsam machte. Höhnende Zetereien seiner Frau, ihre Schlampigkeit und Streitsucht taten das übrige. Er schlug sie, aber er trennte sich nicht von ihr.

Ihre Hysterie steigerte sich; die häuslichen Szenen wurden immer heftiger. Dann zeigten sich bei der Frau offensichtliche Zeichen von Irrsinn. Eine Heil- und Pflegeanstalt nahm sie auf.



Unterbrochene Reise. In einem Bauerngasthof bei Innsbruck quartierten sich vor einigen Tagen mehrere hundert Schwalben im Kuhstall ein. Die Tiere wurden vermutlich auf ihrem Flug nach Süden durch einen plötzlichen Kälteeinbruch gezwungen, Unterschlupf zu suchen. Sie waren durch die Lüftungsklappe des Stalles in den Raum geflogen und hatten in kurzer Zeit sämtliche Drähte besetzt. Andern Morgens flogen sie weiter nach Süden. Aufn.: Wachert



Man spricht von NIVEA

Wann . . ? Männer unter sich müssen nicht nur über Beruf und Politik sprechen, auch Fragen der Körperpflege, vor allen Dingen die immer aktuelle Rasierfrage steht zur Debatte.

Wer . . ? Herr R. berichtet, daß er seine empfindliche Haut vor und nach dem Rasieren stets mit NIVEA-Creme behandelt und dadurch jede Reizung und Spannung vermieden wird.

Was . . ? Auch die jungen Kollegen bestätigen, daß die mit NIVEA behandelte Haut selbst beim scharfen und eiligen Rasieren glatt und widerstandsfähig bleibt. Man schreibt diese wohltuende Wirkung dem in NIVEA enthaltenen hautverwandten Euzerit zu.

Wer NIVEA wählt, weiß warum



DM -.45 1.-, 1.80

ED 106-106-34

Daß die Rechtsprechung des Volksgerichtshofes mit der Staatsführung im Einklang stehen muß, ist ja selbstverständlich. Das beste ist, Sie lassen sich jede Anklage vorlegen, damit Sie die anderen Richter beraten können, wie sie in jedem Fall zu verfahren haben. Jeder Richter des Volksgerichtshofes muß sich daran gewöhnen, die Ideen und Absichten der Staatsführung als das Primäre zu sehen und das Menschenschicksal, das davon abhängt, als das Sekundäre."

Freisler blieb stehen und starrte zu Thierack hin, als werde er mit Zweideutigkeiten verhöhnt. Doch Thierack fuhr unbeirrt und mit kaltem Gleichmut und schulmeisterlichem Ton fort: „Sollte Ihnen einmal unklar sein, welche Linie Sie einzuhalten haben oder welche politischen Zweckmäßigkeiten notwendig sind, so wenden Sie sich vertrauensvoll an mich."

Da drehte sich Freisler um, knurrte „Heil Hitler!" und ging.

Spöttisch und schadenfroh sah man ihn aus dem Ministerium scheiden.

*

Freisler erhält die „Rote Robe“

Wie gering sein Ansehen bei Hitler gewesen war, erfuhr Freisler bald und mit peinlicher Überraschung. Zu seinem Nachfolger als Staatssekretär wurde Rothenberger bestimmt, der schriftstellernde Rivale aus Hamburg, der sich mit wenigen literarischen Arbeiten mehr bei Hitler in Ansehen gesetzt hatte, als es Freisler mit üppiger Produktion gelungen war.

Der Zurückgesetzte hörte ferner mit Erbitterung, Thierack habe ziemlich unverblümt durchblicken lassen, das Justizministerium sei unter Freisler und Schlegelberger zu einem „Saustall“ geworden, die Justiz in eine Krise hineinlaviert worden.

„Dies ist der letzte Versuch, den der Führer mit der Justiz macht“, hatte Thierack den Oberlandesgerichtspräsidenten und Generalstaatsanwälten, die sein Befehl nach Berlin rief, gesagt. Er verkündete einen Führererlaß, der ihm die Vollmacht gab, dann vom bestehenden

Recht abzuweichen, wenn es der Justizreform, wie Hitler sie wünschte, dienlich scheine.

Mit Tränen hatte Freisler seine Zurücksetzung hingenommen; trotzdem drängte er mit Ungestüm sofort zur neuen Aufgabe hin. Zuerst, schon am Tag nach seinem weinerlichen Auftritt bei Thierack, kümmerte er sich voll erregten Eifers um die rote Robe, dem Dekor seines neuen Amtes. Stoffwahl und Schneider waren das dringlichste. Dann jagte er ein Telegramm ins Elsaß und sauste am Abend dem Telegramm nach.

In einem kleinen abseitigen Weindorf im Elsaß verbrachte in diesen heißen Augusttagen Oberreichsanwalt Lautz seine Ferien. Lautz, seit 1939 oberster Ankläger beim Volksgerichtshof, Chef von 70 Staatsanwälten, sah Freisler mit beherrschter Verwunderung in seinen Urlaub einbrechen. Er kannte Freisler aus Besprechungen im Ministerium, und seiner korrekten Beamtensachlichkeit war dessen lautes, unbeherrschtes Getue zuwider.

Freisler erklärte sofort, warum er sich auf die weite Reise gemacht habe. Man müsse sich, meinte er, über die zukünftige Zusammenarbeit aussprechen. Und er entwickelte ein umstürzlerisches Programm, das er sich ausgedacht hatte.

Lautz hörte ohne Begeisterung zu. Geschmeidig ließ er erkennen, daß die Formen auch beim Volksgerichtshof, bei dem er seit nun drei Jahren wirke, nach Herkommen und Brauch nicht von Verabredungen, sondern vom Gesetz und der Strafprozeßordnung abhängig seien.

„Nein“, widersprach Freisler, „das Volk muß mehr von der Wirksamkeit des Volksgerichtshofes spüren als bisher. Deswegen ist es ja ein Volksgerichtshof und kein Hinterstübengericht. Wir müssen die Prozesse ganz anders aufziehen.“

„Also propagandistisch?“ fragte Lautz ironisch, „sozusagen als Schauprozesse? Wie in Rußland?“

„Natürlich nicht wie in Rußland“, sagte Freisler ärgerlich. „Welchen Vergleich! Sondern wir müssen eine eigene neue Form finden.“



Durch ein kleines Strumpfgedicht kommt das große Glück in Sicht!

20.000 DM - WETTBEWERB

um den besten zweizeiligen Vers auf den neuen hervorragenden 15 den. PERLON-Strumpf

tilly

Midinette

Wenn Sie das traumhaft zarte Gewirk dieses neuen PERLON-Strumpfes erst einmal gesehen haben, wird er Sie so bezaubern, daß Sie ihn sicherlich mit Vergnügen „dichterisch“ rühmen werden. Versuchen Sie Ihr Glück. Schmieden Sie einen Zweizeiler mit dem Markenwort „tilly-Strümpfe“, der ihre großartigen Eigenschaften wirkungsvoll zum Ausdruck bringt: Spezialverstärkte Spitze — maßgerechter formvollendender Sitz — glasklares Maschenbild — 100% Perlon — hauchdünn — seldenmatt — gesamtelastisch. Folgende Preise werden Sie königlich belohnen:

1. Preis 1800. Wert DM 8885,—

Lautz winkte überlegen ab. „Darf ich Sie, Herr Staatssekretär, daran erinnern, wie fragwürdig der propagandistische Wert beim Reichstagsprozeß vor dem Volksgerichtshof war?“

Nur keine Schauprozesse

„Weil dort alles verpatzt wurde, hat der Führer ja den Volksgerichtshof gewollt“, schnarrte Freisler.

„Auch dem Volksgerichtshof wäre später dasselbe passiert, wenn die Anklagebehörde nachgegeben hätte, als von oben zu Schauprozessen gedrängt wurde“, sagte Lautz. „Sie erinnern sich doch sicher noch gut genug an die Fälle Elser und Grünspan?“

Elser, ein Tischlermeister aus München, hatte, wie man weiß, einige Monate nach Kriegsausbruch im Bürgerbräusaal vor einer traditionellen Zusammenkunft alter Kämpfer eine Höllenmaschine untergebracht. Die kreperte einige Minuten, nachdem Hitler seine Ansprache beendet und den Saal verlassen hatte. Einige alte Kämpfer wurden getötet. Elser verhaftete man einige Tage später an der Schweizer Grenze. Die gesamte deutsche Presse schrie als Ergebnis der Ermittlungen aus, Hauptschuldige seien Engländer, Leute des Secret Service, Elser sei nur ein Werkzeug gewesen. Der Secret Service habe zwei seiner hervorragendsten Agenten, Best und Stevens, zur Vorbereitung des Attentats nach Deutschland geschickt. Auch diese Hauptakteure seien kurz nach Elser gefaßt worden.

Doch aus dem gewaltigen Schauprozeß, den Goebbels wollte und den seine Propaganda vorbereitete, wurde nichts; denn

die lange und gründlich geführten Ermittlungen ergaben, daß allein Elser mit dem Attentat zu tun hatte. Nicht der geringste Anhalt wies auf Helfer oder Hintermänner hin. Best und Stevens hatten mit der ganzen Geschichte nicht das allermindeste zu tun. Sie waren auch nicht in Deutschland gefaßt, sondern von einem SD-Kommando an der holländischen Grenze überwältigt und nach Deutschland geschleppt worden. Ein Schauprozeß hätte alle diese Fakten bekanntgemacht und die Goebbelssche Lügenpropaganda zu peinlich entlarvt. Auch ein Schauprozeß gegen Elser allein. Deswegen verfügte Hitler, daß gegen Elser erst nach Ende des Krieges verhandelt werden solle. Elser wurde erst nach Sachsenhausen, später nach Dachau gebracht. Dort wurde er streng isoliert, aber gut gehalten, hatte zwei Räume für sich allein, bekam Sonderrationen, durfte rauchen und bekam sogar Schnapsrationen. Am 26. April 1945, ehe die Amerikaner das Lager besetzten, wurde er dann erschossen.

Der Fall Grünspan

Noch größer sollte, so war geplant, der Prozeß gegen Herschel Grünspan aufgezogen werden. Auch hier war Goebbels die treibende Kraft. Herschel Grünspan hatte am 7. November 1938 in der deutschen Botschaft in Paris auf den Botschaftsbeamten Ernst vom Rath geschossen und war danach festgenommen worden. Vom Rath, nach seiner schweren Verwundung zum Botschaftsrat ernannt, starb drei Tage später.

„Die Tat war eine Haßaktion des Judentums gegen uns“, verkündete Goebbels und rief den Volkszorn zur

spontanen Aktion auf. In ganz Deutschland brannten die Synagogen, die jüdischen Geschäfte gingen in Trümmer.

Nach der Besetzung Frankreichs holte man Herschel Grünspan aus Tours im

unbesetzten Frankreich. Zu einem Prozeß gegen ihn war es noch nicht gekommen. Nun stellte sich heraus, daß sein Fall doch nicht so einfach lag, wie man damals dem deutschen Volk erzählt



„Wenn Lippensalbe — dann nur deutsche Lippensalbe“, sagte der König des Jazz, Louis Armstrong (rechts), in Düsseldorf. Dort begann er mit seiner kleinen Band, zu der Cozy Cole, der bei Jazzfreunden berühmte Schlagzeuger, und der Baßspieler Arwell Shaw gehören, eine Jazz-Tournee durch das Bundesgebiet. Da der schwarze Trompeter ständig gegen schmerzhaft Wunden an den Lippen anzukämpfen hat, behandelt er diese seit Jahren mit einer deutschen Lippensalbe, die er für die beste der Welt hält. Aufnahme: Peter Fischer

Geben Sie Ihrem Haar Lieblichkeit,
Glanz und lockere Fülle
durch Palmolive Creme-Shampoo

1. Preis: Ein Borgward Hansa 1000
2. Preis: Ein AEG
3. Preis: Ein AEG
4. Preis: Ein AEG
5. Preis: Ein AEG
6. Preis: Ein AEG
7. Preis: Ein AEG
8. Preis: Ein AEG
9. Preis: Ein AEG
10. Preis: Ein AEG

Sie gehen so
wunderbar leicht
und beschwingt...

Sie spüren ordentlich
beim Gehen und Stehen,
wie sich Ihre Füße wohl-



ED 106-106-39

hatte. Grünspan behauptete nämlich, wie vorher auch bei der französischen Polizei, seine Tat und ihr Motiv hätten mit Politik nichts zu tun gehabt. Er habe vom Rath gekannt und sei mit ihm wegen einer Geldangelegenheit aneinandergeraten. Da er sich benachteiligt gefühlt habe, sei er wütend geworden, habe die Beherrschung verloren und im Affekt geschossen.

„Unsinn“, sagten die vernehmenden Beamten und wollten in scharfen Verhören erfahren, was in ihren Kram paßte.

Doch er blieb bei seinen Angaben. Man schaffte die französischen Untersuchungsakten heran, und darin stand dasselbe. peinlichst genau und sorgfältig war jeder Angabe Grünspans nachgegangen worden, und in langer und geduldiger Kleinarbeit hatte sich nichts finden lassen, was Grünspans Angaben Lügen strafte.

„Die Akten sind gefälscht“, wütete Goebbels, als man ihn das wissen ließ. Er wollte den Prozeß, einen Prozeß mit Wochenschauoperatoren, Bildberichtern, mit neutraler Presse, mit Rundfunksendungen für alle Erdteile. Er kämpfte zähe darum.

Die Geheime Staatspolizei gab die Akten schließlich an den Oberreichsanwalt Lautz. Der paukte sie gründlich durch. Dann fuhr er — der Prozeßtermin war bereits für den 11. November 1942 bestimmt — nach Paris, denn das Untersuchungsmaterial erschien ihm doch zu dürftig, um einen Monsterprozeß, wie Goebbels ihn wünschte, zu rechtfertigen. In Paris, an Ort und Stelle des damaligen Geschehens und der Untersuchung, führte er lange Gespräche mit Zeugen, Untersuchungs- und Kriminalbeamten, er forschte auf eigene Faust vielen Einzelheiten nach und sah sich selbst um, und als er zurückkam, riet er von dem Monsterprozeß ab. In einer Konferenz im Reichsjustizministerium, an der Schlegelberger, der damals die Geschäfte des Justizministers führte, außerdem Staatssekretär Freisler, Heydrich, der Leiter der Gestapo, Ministerialrat Diverge, als

Vertreter des Propagandaministers, teilnahmen, erklärte Lautz, warum er gegen die Aufbauschung dieses Falles sei.

„Erstens sind Grünspans Angaben nicht zu widerlegen. Sie werden auch durch die französischen Untersuchungsprotokolle gestützt. Und auf die zu verzichten, wäre schon darum unklug, weil ja die Weltöffentlichkeit dem Prozeß zuhören soll. Zweitens halte ich für besser, wir verschweigen möglichst, daß Herschel Grünspan im Widerspruch zu den Waffenstillstandsbedingungen gewaltsam nach Deutschland gebracht worden ist.“

Freisler, der die Akten eingesehen hatte, stimmte Lautz zu.

Die Meinungen der anderen waren geteilt. Man einigte sich darauf, die Entscheidung Hitler zu überlassen.

„Überhaupt kein Prozeß!“ entschied der.

Und aus dem Führerhauptquartier wurde hintenherum erzählt, Hitler habe einen gewaltigen Zornesausbruch bekommen, als ihm bewußt wurde, wie nahe man daran gewesen war, mit einem Monsterprozeß, wie Goebbels ihn wollte, vor der Weltöffentlichkeit die wirklichen Gründe des spontanen Volkszorns, der sich in der Kristallnacht ausgetobt hatte, aufzuhellen.

Freisler greift durch

Den Volksgerichtshof, an dessen Spitze Freisler nun stand, gab es seit dem Frühjahr 1934. Hitler hatte ihn gewollt, weil er dem Reichsgericht in Leipzig nicht mehr traute. Das hatte seinen Zorn herausgefordert, als es mit den angeblichen Reichstagsbrandstiftern nicht nach seinen Wünschen und Erwartungen verfuhr.

„Eine solche blamable Trottelei soll sich nicht noch einmal wiederholen“, erbot er sich und verfügte, daß alle Fälle von Hoch- und Landesverrat künftig dem Reichsgericht entzogen und dafür allein dieses neue Tribunal, gewissermaßen als zweites, aber politisch absolut zuverlässiges Reichsgericht zuständig wurde.

(Fortsetzung Seite 41)

Zu Richtern wurden nur Männer seiner Gesinnung bestellt. Ihnen wurden in den Prozessen Leute der Parteiprominenz als Beisitzer zugeordnet.

Im Laufe der Zeit wurde die Zuständigkeit des Volksgerichtshofes immer mehr erweitert. Sie wurde im Kriege auf alle Fälle, die politische Willkür als Wehrkraftzersetzung oder Feindbegünstigung deutete, ausgedehnt. Wehrkraftzersetzung oder Feindbegünstigung konnte schon ein simpler politischer Witz sein. Einem spitzfindigen Richter gelang es immer, daraus ein todwürdiges Verbrechen zu konstruieren; denn ein Witz konnte ja die kriegerische Schlagkraft behindern und außerdem im Sinne des Feindes propagandistisch wirken. Auch der Begriff Hochverrat wandelte sich. Schon aus dem leise gestäuerten Zweifel an Hitlers Unfehlbarkeit konnte das Verbrechen des Hochverrats herausgeklügelt werden.

Wer vor den Volksgerichtshof kam, galt von vornherein als gefährlicher

Die Beamten des Volksgerichtshofes sahen den vom Staatssekretär zu ihrem Präsidenten heruntergekollerten Freisler sofort in großer Fahrt. Mit unverwundlicher Betriebsamkeit kümmerte er sich um alles in der Verwaltung und Geschäftsordnung. Redete schulmeisterlich überall hinein und krepelte selbstherrlich um, was ihm nicht paßte.

Doch die Verwaltungsgeschäfte eines Chefpräsidenten genühten ihm nicht. Unauffälliger Regisseur hinter den Kulissen zu sein, war nicht sein Fall. Wichtiger waren ihm die großen Rampenszenen, die sich ihm nun boten. Sie allein konnten ihn mit dem widerwillig angenommenen Amt versöhnen. Er hatte wieder Gerichtssäle, Bühnen für große Auftritte, für entfesseltes politisches Agitationstheater, wie damals in Kassel, als er, der Anwalt der Hitlerschen Interessen, seine lauten, großen Rollen spielte.

Er haschte mehr als jeder Richter des Volksgerichtshofes nach Prozessen. Es gab eine Geschäftsordnung, die, früher sogar von Thierack immer respektiert, bestimmte, daß jeder der fünf Senate des Volksgerichts zuständig für die Fälle eines bestimmten Bereiches in Deutschland war. Freisler kümmerte sich nicht darum. Er ließ sich alle Anklagen, die kamen, vorlegen und suchte sich heraus, was ihn interessierte.

Das teuflische Spiel

Zur Vorbereitung seiner Prozesse brauchte er nie viel Zeit. Die Anklage- und Ermittlungsakten studierte er schnell. Seine Mitrichter bestaunten die rätselhafte Fixigkeit, mit der er sich hineinfand. Es schien, als kenne er jedes Detail, obwohl er sich während der Verhandlung nur eines Zettels als Gedächtnisstütze bediente.

Mit diesem Zettel hatte es eine eigene Bewandnis. Auf ihm war mit bunten Farbstiften sozusagen ein Plan des Prozeßterrains gezeichnet. Jede Farbe hatte ihre besondere Bedeutung, erinnerte an ein Detail, das, weil verhänglich, aus den Akten herausgepickt war, markierte die Fallgruben und Hinterhältigkeiten, an die es den Angeklagten zu führen galt, und wies die Zielrichtung zum Urteil hin.

Das nannte Freisler seine Marschroute. In ihr war alles festgelegt und beschlossen, was Verhandlungsführung und Urteil betraf. Seine Voreingenommenheit ließ kein Abirren zu. Nichts, was der Angeklagte, der Verteidiger oder der Staatsanwalt sagten, galt, wenn es seine eigene Zielrichtung gefährden konnte. Wo es ihm nicht paßte, ließ er den Angeklagten gar nicht erst zu Worte kommen. Oder er unterbrach ihn rücksichtslos, lenkte ab und verdrehte, knüpfte mit diabolischem Geschick Zusammenhangslos zu verhänglichen und tödlichen Fallstricken. Wenn er fragte, geschah es entweder mit Hinterhältigkeit oder um einer leeren Form Genüge zu tun. An den Antworten, die nicht in sein Konzept paßten, hörte er gelangweilt vorbei, als kenne er sie schon vorher. Der geringste Widerspruch reizte ihn zur Haßraserei; und an lächerlich nichtigen Anlässen entzündeten sich seine lauten Tiraden.

Ständig war er zu billigen Effekthaschereien bereit. Wenn ein Angeklagter ihn beispielsweise in der dritten Person anredete, etwa: „Darf ich Herrn Präsidenten erklären“, dann tobte er los: „Lassen Sie diese für einen Deutschen unwürdige Form der Anrede! Der Führer läßt sich auch nur mit Sie ansprechen.“ Und dann konnte er lange und enthusiastisch fortfahren, Lobeshymnen auf des Führers schlichtes deutsches Gemüt zu singen.

An richterlicher Objektivität lag ihm nichts. Nicht einmal an dem Schein. Er suchte vor den Verhandlungen die Staatsanwälte, besonders die jungen, zu veranlassen, Antrag auf die Strafe zu stellen, die er zu verhängen von vornherein entschlossen war. Die Verteidiger schüchertete er ein, beschränkte sie in ihren Rechten. Sie hatten, das war sein Wille, hilflos als Offizialstatisten zuzusehen, wie sein satanisches Spiel die Angeklagten zum Schafott stieß.

In der nächsten Ausgabe:

Freisler richtet „kleine Leute“

Ein grausamer Staat hat grausame Methoden



Das Todesglöcklein von Plötzensee, das die Verurteilten auf ihrem letzten Gang begleitete, läutete auch, wenn die Opfer Freislers hingerichtet wurden. — Heute ist die Hinrichtungsstätte ein Gedächtnisort für die Opfer des Naziregimes, der von Westberlin betreut wird. Auch das Todesglöcklein mahnt: Nie wieder!

Rechtsbrecher, und er hatte kaum Chancen, ohne Strafe davonzukommen.

„Im Kriege geht es“, so belehrte Goebbels die Mitglieder des Volksgerichtshofes im Sommer 1942, „im Kriege geht es nicht so sehr darum, ob ein Urteil gerecht oder ungerecht ist, sondern es geht nur um die Frage der Zweckmäßigkeit der Entscheidung. Deshalb ist hier nicht vom Gesetz auszugehen, sondern von dem Entschluß, der Mann (der hier angeklagt ist) muß weg.“

Eine überflüssige Mahnung an Freislers Adresse, überflüssig wie auch die Ratschläge Thieracks; denn es war nichts anderes, als was er selbst, der lauteste Rufer der Generalparole, der revolutionäre Erneuerer des Rechts, immer verkündet hatte. Und nun tat man, als habe man ihn nie gehört. Gut, er war nie Richter gewesen. Aber er hatte als Staatssekretär Richter unterwiesen. Neun Jahre lang. Aber nun sollte man sehen, was in ihm steckte, wie sehr er in Übereinstimmung mit Hitlers Rechtsdenken sei und wie so ganz anders und besser als die anderen Juristen, die Hitler verachtete, diese Erfolgsschleicher, die ihn oben übertrumpft und um seinen Erfolg gebracht hatten.

29/10 52 NZ E D 106-106-39a

ROLAND FREISLER

Der Anwalt des Teufels

VON ANTON GELDNER

Die große Zeit des Volksgerichtshofes begann nach Stalingrad, als die meisten in Deutschland einsahen, daß der Krieg endgültig verloren war. Wer es wagte, seine Meinung hierüber zu äußern, geriet in die große Gefahr, vor das Tribunal zu kommen. Das bedeutete Tod. Der Präsident Freisler zog seine Verhandlungen gegen die „Defaitisten“ nach bewährtem bolschewistischem Muster als Schauprozesse auf.

VI.

Freisler läßt hinrichten

Die Angeklagten, die von der Gestapo an die blutige Geschäftigkeit ausgeliefert wurden, waren eigentlich, ehe es zu den großen Prozessen des 20. Juli kam, was ihre politische Aktivität betraf, fast ausnahmslos „kleine Leute“; keine kämpferischen Hochverräter, keine Verschwörer, Empörer, Geheimbündler, einfach mißgestimmte Bürger, deren Unglück es war, daß sich ihre Mißstimmung schwatzhaften Denunzianten verraten hatte und liebedienerisch weitergetragen und Freislers Urteil unterworfen wurde.

Immer mußten sie erfahren, daß Freislers Urteil für Mißstimmung nur eine Strafe wußte: den Tod. Sein dogmatischer Eigensinn brachte es fertig, mit dialektischen Kniffen jede kritische politische Äußerung in das Verbrechen der Wehrkraftersetzung umzubiegen. Ihn kümmerte nicht, daß die Äußerung öffentlich getan sein mußte, wenn sie, wie es das Gesetz vorschrieb, als Wehrkraftersetzung gedeutet und bestraft werden sollte. Ihn kümmerten auch nicht die Strafanträge der Staatsanwälte oder die Meinung der Gestapo. Er verurteilte nicht die Tat, sondern die Gesinnung, die er aus zu unbedachtsam gesprochenen Worten herauslas.

Da traf an einem warmen sonnigen Julitag ein älterer Mann, nahe den Sechzig, Vertreter für landwirtschaftliche Maschinen, vor seinem Haus in einem kleinen Ort in Sachsen zufällig einen guten alten Bekannten. Es gab das übliche „Wie geht's, wie steht's?“ und der Vertreter meinte, das Leben früher habe ihm besser gefallen. Man verdiene zwar jetzt mehr Geld, dafür könne man sich aber auch nichts kaufen. Und mit dem

Krieg sei es auch nicht so geworden, wie es sich Hitler gedacht habe. Der solle, das wäre das Vernünftigste, endlich Schluß machen.

„Der Krieg ist uns doch aufgezwungen worden!“ sagte der gute Bekannte.

Der Vertreter winkte ab: „Das hat Goebbels behauptet. Aber wer hat den ersten Schuß in Polen abgegeben? Doch wir. Anders weiß ich es nicht. Aber ich weiß noch, daß Hitler gesagt hat, wenn die Engländer uns 100 Flugzeuge rüber-

schicken, schicken wir ihnen 200 auf den Hals, und wenn sie 1000 rüberbringen, schicken wir 2000 mit Bomben zurück. Und was ist geworden? Nichts. Statt dessen zertöppern die anderen unsere Städte. Nein, lassen Sie mal, es wäre schon viel besser, man würde endlich Schluß mit diesem Blutvergießen machen.“

Der gute Bekannte ging hin und erzählte jemand das Gespräch. Der ging zur Gestapo. Die holte sich den Vertreter.

„Geben Sie alles zu“, riet sie ihm. „Es wird nicht den Kopf kosten, denn Sie haben es ja nicht öffentlich gesagt, sondern zu einem guten Bekannten ganz privat. Man wird Sie wegen Meckerns rankriegen, und damit hat es sich dann.“

„Der Angeklagte gibt alles zu“, diktierte Freisler später nach der Verhandlung, „will aber nicht einsehen, damit etwas besonders Schlimmes getan zu haben; denn er habe doch nur zu einem guten Bekannten gesprochen, so wie er auch zu Hause spreche!!! Um so schlimmer, wenn in seinem Hause so gesprochen wird! Wenn er aber damit sagen will, er habe doch nicht öffentlich geredet, so ist das schon deshalb falsch, weil der Nationalsozialismus will, daß das ganze deutsche Volk sich mit Politik befaßt und weil deshalb alles, was politisch geredet wird, auch grundsätzlich als öffentlich gesagt angesehen werden muß. Man muß erwarten, daß ein Volksgenosse, der solche Reden hört, sie der zuständigen Stelle in Partei und Staat mitteilt, daß sie also auch weitergelangen. Auf Vertraulichkeit kann sich ein Verbrecher nicht berufen.“

Der Angeklagte hat durch sein unverantwortliches Reden nicht etwa »nur« gemeckert. Was er getan hat, ist viel mehr: es ist der Angriff eines dank der nationalsozialistischen Wirtschaftsführung heute viel besser als früher verdienenden Mannes auf die mannhaft soldatische Haltung unseres Volkes in unserem totalen Kriege. Ein Angriff, den er inhaltlich bis zur Behauptung, unser Führer sei am Kriege schuld, gesteigert hat. (§ 5 KSSVO.)

Der Volksgerichtshof muß dafür sorgen, daß Churchill keinen solchen Propagandisten in seinem Nervenkrieg gegen unser Volk in unserer Heimat hat.

(Fortsetzung Seite 16)



Ein Deutscher hört sein Todesurteil. Er steht vor den Schranken des Volksgerichtshofes. Die schreiende, unbarmherzige Stimme des Präsidenten Freisler spricht in diesem Augenblick über ihn das Urteil. Mit der ausgefeilten Kunst, die Worte zu verdrehen, und der diabolischen Lust, einen Menschen ins Unrecht zu setzen, um ihn zu vernichten, formuliert dieser Mann in der roten Robe seine Sätze. Dramatisch steigert er sie zu Ende. Im Raum stehen schließlich nur zwei Worte: „Zum Tode.“ — Der Angeklagte, ein Kaufmann aus Hannover, der in diesem Augenblick in sich zusammenbrach, hatte das zerbombte Hamburg gesehen und, wie es hieß, „am Sieg gezweifelt“. Er war einer von Hunderttausenden in diesen Tagen und stand hier für hunderttausend andere Deutsche, die alle das gleiche Schicksal getroffen hätte, wenn Freisler ihr Richter gewesen wäre. Gegen alles Recht wurde hier nicht eine Tat, sondern eine Gesinnung bestraft. Aufnahme: Harry Weber

EV 106-106-30

Deshalb mußte dieser für immer ehrlos gewordene Mann zum Tode verurteilt werden."

Gesinnung wird bestraft

Am selben Tage, an dem der Vertreter in der sächsischen Kleinstadt von der Gestapo verhaftet wurde, ärgerte sich in Wiesbaden ein Friseurmeister an seinem Geburtstag. Morgens hatte die Polizei seine Tochter abgeholt. Sie war dienstverpflichtet gewesen, hatte die Stelle, die ihr nicht paßte, einfach aufgegeben und sich zu ihrem Vater zurückverfügt. Arbeitsvertragsbruch, nannte das die Polizei.

"Wie brutal die Polizei hier aufgetreten ist", giftete sich der Friseur, während er einen Stammkunden einseifte. "Das hätten Sie mal sehen sollen. Haben wir denn überhaupt keine Rechte mehr? Wozu brauchen wir eigentlich die ganze Polizei und die Gestapo dazu? Warum gehen die Leute nicht arbeiten? Warum wohl? Ich weiß Bescheid. Aber glauben Sie mir, wenn das einmal anders kommt, dann wollen die Brüder nichts mehr von ihren Schweinereien wissen. Und wir werden blöd genug sein, zuzulassen, daß sie wieder die besten Posten kriegen. Man sollte die ganze Bande an die Front schicken. Die Polizei und die Gestapo und die Leute von oben dazu. Aber da geht ja keiner hin von den Herrschaften."

"Doch", erwiderte ein Kunde, "Göring ist gerade in Sizilien."

"Glauben Sie das? Dazu hat er doch wie alle anderen viel zuviel Schiß um sein bißchen Leben. Vielleicht ist er 200 Kilometer weg von Sizilien. Aber auch das glaube ich nicht."

Der Friseurladen war von einem Nebenraum, der nicht zu des Meisters Laden oder Wohnung gehörte, durch eine mit Tapeten verkleidete Tür getrennt. Und hinter der Tür hockte lauschend ein Polizeibeamter und notierte, was im Friseurladen gesprochen wurde. Er brauchte zwei Tage, bis ihm schien, daß er genügend Belastendes zusammen hatte. Dann wurde der Friseurmeister verhaftet.

Er kam vor Freisler.

"Wehrkraftzersetzung und Feindbegünstigung, also Todesstrafe!" verkündete der nach turbulenter Verhandlung.

Und er diktierte: "Der Angeklagte hat vor der Polizei nach anfänglichem Leugnen gestanden. Heute sagt er, er sei damals so aufgeregt gewesen, und das mit Göring sei überhaupt irgendwie in das Protokoll dazugekommen. Er habe das nicht gesagt. Höchstens habe er, aber ohne Schimpfworte, über einen Polizeibeamten, der die Sache seiner Tochter bearbeitet, geschimpft; und höchstens habe er einmal Zweifel geäußert, weil der Krieg so lange dauere und kein Ende nehmen wollte. Der Polizeibeamte hat aber dem Gericht einen so zuverlässigen Eindruck gemacht und hat mit solcher Bestimmtheit ausgesagt, daß er sicher die Wahrheit bekundet hat. Nicht die heutige Darstellung des Angeklagten in der Hauptverhandlung, sondern sein Geständnis vor der Polizei, das mit der Aussage des Polizeibeamten übereinstimmt, ist danach richtig."

Friseurgeschäfte sind sehr geeignet, Stimmung zu machen; im guten wie im bösen Sinne. Denn hier werden nicht Waren verkauft, sondern während der Bedienung müssen die Kunden stillsitzen, und das regt, wenn nicht den Kunden, so jedenfalls den Friseur zum Reden an, der das ja mit seiner Arbeit vereinbaren kann. Das ist auch allgemein bekannt. Deshalb muß der Inhaber eines Friseurgeschäftes besonders dafür sorgen, daß sein Laden nicht zu einer Brutstätte staatsfeindlicher Gesinnung wird. Der Angeklagte hat nicht nur diese Pflicht vernachlässigt, er hat sich und seinen Laden sogar, wie die Stichprobe der zwei Tage zeigt, systematisch zum Propagandisten des Defätismus gemacht, also zum Agenten unserer Feinde in unserem Volke (§ 5 KSSVO, § 91b StGB.). Er ist dadurch für immer ehrlos geworden und wird mit dem Tode bestraft."

Aus der Akte „Defaitisten“

Beide waren Nachbarn am Rande Rostocks, der Regierungsrat und der Stadtrat. Und beide hatten jeden Morgen um dieselbe Zeit denselben Weg zu ihren Ämtern im Stadtzentrum. Seit Jahren führten sie fast jeden Morgen in der Straßenbahn ihre Unterhaltung. Die letzte war am 1. August. Und sie brachte den Regierungsrat vor Freisler und schließlich aufs Schafott.

Sie sprachen über den schweren Bombenangriff, der eben Hamburg getroffen hatte.

"Wie denkt sich die Führung das eigentlich? Wenn sie keine Mittel hat und keine Möglichkeiten weiß, solche Angriffe zu verhindern, soll sie Schluß mit dem Krieg machen. Frieden schließen um jeden Preis; denn sonst werden wir noch alle bei lebendigem Leibe verbrennen."

"Das hat, ich kann es beschwören, der Regierungsrat wörtlich gesagt", erzählte der Stadtrat etwas später bei der Gestapo. "Ich war so platt über das, was ich da hörte, daß es mir die Rede verschlug und ich dem Defätisten nicht einmal die richtige Antwort gegeben habe. Aber das werden Sie ja jetzt tun."

"Und ob!" sagte der Gestapobeamte. Freisler verhandelte gegen den Regierungsrat schon drei Wochen später. Geheim.

"Haben Sie das mit dem Frieden um jeden Preis gesagt oder nicht? Reden Sie nicht lange herum, ja oder nein", schrie Freisler den Regierungsrat an.

"Nein", sagte der fest. "Ich habe von einem Verständigungsfrieden gesprochen."

"Ihr Urteil wird deswegen nicht anders ausfallen", brüllte Freisler. "Wie kommen Sie überhaupt dazu, so etwas zu sagen?"

"Ich habe geglaubt, mit einem guten Bekannten vertraulich über das sprechen zu können, was ich denke."

"Das entlastet Sie nicht", entrüstete sich Freisler. "Ein Deutscher, noch dazu ein höherer Beamter, hat nicht so zu denken und denkt nicht so. Sein Eid auf den Führer begründet ein germanisches Treueverhältnis, das den ganzen Mann ergreift und nicht, wie Sie hier jetzt meinen, Ihre dienstliche Tätigkeit. Ein Deutscher, noch dazu ein Mann, der gebildet sein will, der so redet wie Sie, schwächt unseren nationalsozialistischen Willen zu mannhafter Wehr in unserem jetzigen Schicksalskampf, der bis zum letzten angespannt werden muß, weil wir siegen wollen und müssen. Der Volksgerichtshof ist es unserem Sieg schuldig, daß solche treulose Verräter zum Tode verurteilt werden."

Wenn das Urteil gesprochen war

Und was geschah nun mit ihnen, mit dem Vertreter, dem Friseurmeister, dem Regierungsrat, mit diesen dreien unter den vielen, die Freisler auf dieselbe Wegstrecke gesetzt hatte?

Nach seinem hastigen Urteilsspruch teilten ihnen ihre Verteidiger mit, daß es keine Berufung gebe. Ein Gnadengesuch? Ja, das könnten sie machen. Doch schon die Art, in der es gesagt wurde, dämpfte alle Hoffnung.

Dann wurden die Verurteilten schwer gefesselt in das Gefängnis zurücktransportiert, aus dem man sie hergeholt hatte. Für die drei war es Moabit. Sie kamen nicht mehr in ihre alten Zellen nach oben, sie blieben unten, wo auf einem langen Gang an allen Zellentüren rote Blechfächchen hingen. Jedes Fächchen bedeutete ein Todesurteil.

Um ihren Leib bekamen sie einen breiten Riemen geschnallt; vorn an dem Riemen waren Fesseln, die ihre Hände banden. So blieben sie ständig gefesselt, ständig blieb eine Klappe ihrer Zelle geöffnet. Und ständig brannte über ihnen nachts gleißendes Licht.

Indessen ging die schriftliche Ausfertigung ihres Todesurteils vom Volksgerichtshof an die Wehrmacht, an die Gestapo, an die Reichsanwaltschaft und an die Verteidiger. Die Verteidiger kamen und lasen ihren Mandanten vor, was Freisler diktiert hatte. Danach gaben sie es, wie es Vorschrift war, wieder ab.

Die Gnadengesuche gingen ins Justizministerium. Thierack hatte das Recht, sie abzulehnen oder an Hitler weiterzugeben. Selbst begnadigen durfte er nicht. Er gab selten eins weiter. Fast immer lehnte er sofort ab.

Als ihre Ablehnung bekannt wurde, kamen die Verurteilten nach Plötzensee. Dort waren Zellen eines größeren Flügels Todeszellen.

Im August 1943 schlugen bei einem Luftangriff schwere Bomben in Plötzensee ein und sprengten aus dem Flügel der Todgeweihten Teile der Außenmauern. Vier Todeskandidaten flüchteten, obwohl ihre Hände gefesselt waren. Nur einen davon fing man wieder ein. Hitler erfuhr bald von den Geflüchteten, und er tobte seinen Zorn telefonisch bei Thierack aus.

Thierack ließ Freisler und Lautz wissen, daß alle Todesurteile sofort vollstreckt werden sollten. Man solle dafür sorgen, daß in den nächsten zwei Nächten Staatsanwälte des Volksgerichtshofes als Zeugen der Vollstreckung in Plötzensee anwesend seien.

In Plötzensee waren in diesen Tagen über 300 zum Tode Verurteilte. Fast alle, ihre Namen wurden vom Ministerium telefonisch durchgegeben, wurden in zwei aufeinanderfolgenden Nächten gehängt. Mit dem Fallbeil hätte der Henker seine Arbeit nicht geschafft.

Unter den fast 300 waren auch der Vertreter, der Friseurmeister und der Regierungsrat.

Das waren die Geschwister Scholl

"Das kommt davon, wenn man den Strafvollzug erst so gemächlich hinter dem Urteil herhinken läßt", ließ Freisler sich in diesen Tagen vernehmen, und er erinnerte daran, mit welcher Fixigkeit der Fall Scholl erledigt worden war.

Der Fall der Geschwister Scholl lag ein gutes halbes Jahr zurück.

Am 18. Februar 1943, einem diesigen, mißmutigen Vorfrühlingstag, sah der Hausmeister der Münchner Universität, wie oben über das Geländer im zweiten



Das Gesicht des Mörders hebt sich fahl aus dem Präsidentenstuhl des Volksgerichtshofs. Statisten aus Wehrmacht und Partei flankieren den Präsidenten Freisler, und das große Theater eines Schauprozesses rollt programmgemäß ab. Müde geben die Verteidiger ihre Erklärungen, versuchen Milde zu erwirken, bitten demütig um Nachlaß der Schuld, geloben im Namen der Angeklagten Besserung. Diese haben meist mit „ja“ oder „nein“ zu antworten. Lauernd beobachtet der Anwalt des Teufels die Szene. Aufn.: Weber

Stock ein Papierpacken in den Lichthof geschleudert wurde und sich schnell zu vielen Blättern auflöste, die weich und langsam herunterrieselten. Noch ehe das erste Blatt unten den Boden erreicht hatte, rannte der Hausmeister los, gab Anweisung, die Türen der Universität zu schließen, und rief die Gestapo an. Er glaubte sofort zu wissen, worum es ging. In letzter Zeit waren immer wieder Flugblätter gegen Hitler und den Krieg in der Universität gefunden worden.

"Es ist klar, daß Studenten dahinterstecken", hatte die Gestapo dem Hausmeister erklärt und ihm Verhaltensmaßregeln gegeben.

Kaum zehn Minuten nach dem Telefonat des Hausmeisters war die Gestapo da, dazu ein starkes Überfallkommando. Die Universität wurde hermetisch abgesperrt.

"Wo ist das Zeug?" wollte der Gestapokommissar wissen. "Hier", sagte der Hausmeister und wies auf einen gefüllten Papierkorb, "ich habe alles sofort einsammeln lassen."

„Ob das auch wirklich alles ist?“ meinte skeptisch der Gestapokommissar und nahm eins der Blätter. „Wie ich mir dachte, ein Flugblatt der weißen Rose.“

„Haben Sie gesehen, wer die Flugblätter geworfen hat? Haben Sie ein Gesicht erkannt?“ wollte er dann erfahren.

„Jawohl, es waren zwei“, sagte aufgeregt der Hausmeister. „Ein junges Mädchen und ein Mann.“

„Glauben Sie, daß Sie die wiedererkennen?“

„Bestimmt!“ versicherte der Hausmeister. „Ich habe beide schon öfter gesehen. Es müssen Studenten sein.“

„Na, dann mal zu“, sagte der Gestapokommissar.

Alle, die um diese Zeit in der Universität waren, mußten sich im großen Lichthof versammeln. Dann ging alles schnell.

„Die sind es!“ Der Hausmeister wies auf einen Studenten und eine Studentin.

Beide protestierten.

„Was Sie uns zu sagen haben, können Sie später tun. Ab mit ihnen!“ bestimmte der Gestapokommissar.

Hans Scholl und Sophia Scholl, zwei Geschwister, wurden ins Gestapoquartier gebracht. Nach ihnen wurde noch Christoph Probst, den man oft mit ihnen zusammen gesehen hatte, eingeliefert.

Das war am Donnerstag.

Zwei Tage später wurde Freisler von der Nebenstelle, die der Volksgerichtshof in München hatte, angerufen, und wieder einen Tag später flog er mit dem Flugzeug nach München, las am Abend die Akten, und bereits am darauffolgenden Tage standen die drei, Geschwister Scholl und Christoph Probst, vor seinem Richtertisch.

Sie gaben alles zu, was ihnen die Anklage vorwarf.

„Was wir schrieben und sagten, das denken Sie ja auch, nur haben Sie nicht den Mut, es auszusprechen!“ ging die zwanzigjährige Sophia schnell entschlossen gegen Freislers schwülstiges Propagandagewitter an.

Um zwei Uhr mittags sprach Freisler nach dreistündigem Toben und theatralischen Monologen gegen alle drei das Todesurteil.

Dann diktierte er es in die Schreibmaschine:

8 J 35/43

1 H 47/43

Im Namen
des deutschen Volkes

In der Strafsache gegen

1. den *Hans Fritz Scholl* aus München, geboren in *Ingersheim* am 22. September 1918,
2. die *Sophia Magdalena Scholl* aus München, geboren in *Forchdenberg* am 9. Mai 1921,
3. den *Christoph Hermann Probst* aus *Aldraus bei Innsbruck*, geboren in *Murnau* am 6. November 1919,

zurzeit in dieser Sache in gerichtlicher Untersuchungshaft,

wegen landesverräterischer Feindbegünstigung, Vorbereitung zum Hochverrat, Wehrkraftzersetzung hat der Volksgerichtshof, I. Senat, auf Grund der Hauptverhandlung vom 22. Februar 1943, an welcher teilgenommen haben als Richter:

Präsident des Volksgerichtshofs
Dr. Freisler, Vorsitzender,
Landgerichtsdirektor Stier,
SS-Gruppenführer Breithaupt,
SA-Gruppenführer Bunge,
Staatssekretär und SA-Gruppenführer
Köglmaier,
als Vertreter des Oberreichsanwalts:
Reichsanwalt Weyerberg,

für Recht erkannt:

Die Angeklagten haben im Kriege in Flugblättern zur Sabotage der Rüstung und zum Sturz der nationalsozialistischen Lebensform unseres Volkes aufgerufen, defätistische Gedanken propagiert und den Führer aufs gemeinste beschimpft und dadurch den Feind des Reiches begünstigt und unsere Wehrkraft zersetzt.

Sie werden deshalb

mit dem Tode bestraft.

Ihre Bürgerehre haben sie für immer verwirkt.

(Fortsetzung Seite 25)

jemand Bilder des Infernos hätte malen wollen, bei uns hätte er Gelegenheit zu Skizzen gehabt. Täglich starb ein halbes Dutzend Häftlinge an Entkräftung oder Krankheit.“

vorn anrangen.

Ann sah ihren blassen, abgezehrten Mann unter Tränen an. Ihr Herz tat ihr weh. Er würde sie brauchen, jetzt und

(Fortsetzung Seite 28)

Der Anwalt des Teufels

(Fortsetzung von Seite 17)

Es folgten die Gründe. Freisler diktierte sie in derselben schwülstigen und bombastischen Art, verdrehte Tatbestände und dichtete den Unglücklichen Motive zu, die nur seiner krankhaften und gehetzten Phantasie entstammen konnten. Servil liebbedienerte er dem Regime. Die Verurteilten mußten — wie ausdrücklich vermerkt wurde — auch die Kosten des Verfahrens tragen. Freisler unterschrieb die Todesurteile — befriedigt und gewissenlos.

Noch am selben Tage, beim Abenddämmern, wurden die drei Verurteilten im Gefängnis München-Stadelheim durch das Fallbeil hingerichtet. Sophia Scholl zuerst.

Freisler hatte mit Thierack telefoniert und auf sofortige Vollstreckung ge-

drängt. Thierack hatte nachgegeben, obwohl er damit in die Rechte der Wehrmacht eingriff. Sie mußte das Urteil erst bestätigen; denn Hans Scholl und Christoph Probst gehörten noch immer zu ihr; sie waren zum Studium beurlaubt, aber nicht aus dem Wehrdienst entlassen oder ausgestoßen. Obwohl die Wehrmachtjustiz zu keinem anderen Schuldspruch gekommen wäre, ließ das OKW Thierack rüffelnd wissen, daß es dies übereilte Verfahren, bei dem nicht einmal die Möglichkeit eines Gnadengesuches gegeben war, mißbillige.

In der nächsten Ausgabe:

**Freisler betrinkt sich
Der 20. Juli 1944**

Film wie noch nie: Die Hinrichtung

ED 106-106-42